P.o.germ.
1067
-9-

P. o. Germ
1067-9
Pfeffel

<36635494110011

<36635494110011

Bayer. Staatsbibliothek

Pfeffel IX.T.

J. Berger del. J. Gerstner sc.

Prosaische Versuche

von

Gottlieb Conrad Pfeffel,

Mitglied der Königlich = Preußischen Akademie der Künste und der freyen literarischen Gesellschaften des Ober= und Nieder=Rheins, auch der Königlich=Baierischen Akademie der Wissenschaften.

Neunter Theil.

Wien,
bey B. Ph. Bauer.
1813.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Prosaische Versuche

von

Gottlieb Conrad Pfeffel.

Neunter Theil.

Agathens Briefwechsel.

Erster Brief.

Hier sitze ich nun, meine Josephine, in unserer kleinen Laube, wo ich noch vorgestern Abends Hand in Hand an deiner Seite saß, und die ersten Thränen der Trennung auf deinen Busen weinte. O sie waren bitter, diese Thränen! um so bitterer, weil sie die ersten waren. Schon als Kind warst du die einzige Gefährtinn meines Lebens; täglich spielten wir zusammen unter der großen Linde des Pfarrhofes, unter dieser heiligen Linde, wo wir uns zehn Jahre später den Bund einer ewigen Freundschaft schworen. Schon damahls ahndeten unsere Herzen diesen Bund, sie fühlten, was sie sich einst seyn würden.

Jeder Rückblick in jene heitern Gefilde der Vergangenheit schwellt nun meine Brust; jede

Scene unsers Kinderlebens schwebt mir, wie ein schöner Morgentraum, vor der Seele. Alles hatten wir gemein, selbst unsere Puppen hatten nur Eine Wiege. Erinnerst du dich noch, wie wir sie einst im Garten deines Oheims mit einer Blumenflechte umwanden, und er uns bey dieser Arbeit beschlich? Schön! liebe Kinder, sagte er lächelnd; eure Puppen liegen da, wie ein Paar Zwillinge, an einander gekettet. Wenn ihr größer seyd, will ich euch daran erinnern; auch ihr müsset Zwillingsschwestern werden. O, wir sind es schon, sagtest du, und umschlangst mich mit deinen Armen.

Meine Josephine war immer so gut; ungeachtet ich die jüngste war, gab sie mir immer nach; selbst ihre Mutter und ihr Oheim trugen Geduld mit meinen kindischen Launen. Nie werde ich ihre Güte vergessen; ach! und nie sie vergelten können. Sie haben mehr für mich gethan, als meine Aeltern, mehr als diese für mich thun konnten. Deine Mutter hat meinem Herzen Empfindungen geöffnet, die dem Stande meiner Aeltern fremd sind, und dein ehrwürdiger Oheim hat mich dem Unterrichte beygesellt, den er dir gab; er hat meinen Geist gebildet, und mich die Tugend lieben gelehrt. Ach! ohne

ihn würde ich das Vergnügen nicht kennen, das ein geistreiches Buch mir gewährt, und vielleicht gar nicht, oder doch nur unvollkommen, die Fertigkeit besitzen, meine Gedanken auf das Papier zu zeichnen. Denn ich erinnere mich noch wohl, daß mein Vater einst zu meiner Mutter sagte, als ich mir aus einem Buche einige Stellen abschrieb, die mich besonders freuten: das Mädchen verderbt mir gar zu viel Zeit mit Kritzeln, ich weiß nicht, was am Ende dabey heraus kommt. Laß es gut seyn, antwortete die Mutter: wer weiß, was es ihr noch nützen kann? O, meine Josephine! ich weiß gar wohl, was es mir nützt; würde ich ohne die heilige Kunst, aus der Ferne mit dir zu reden, deine Abwesenheit ertragen können? würde ich . . . Doch, ich höre ihn rufen; ich muß ihn nicht unwillig machen, ich werde heute wohl noch einige Augenblicke finden, um meinen Brief zu schließen — —

Nur noch zwey Worte, meine Theure. Wir hatten den ganzen Tag Gäste, die den morgenden Jahrmarkt in D...n besuchen. Das Gewühl, anstatt mich zu zerstreuen, vermehrte meine Schwermuth. Ich trat oft in einen Winkel, um meine Thränen zu trocknen. Unser Knecht fährt

auch in die Stadt, ich will ihm diesen Brief mitgeben, daß er ihn auf die Post lege. Lebe wohl, meine Josephine, meine Schwester! Deiner edeln Mutter, deinem ehrwürdigen Oheim, meinen größten Wohlthätern auf Erden, küsse ich die Hände. Ewig deine

Agathe.

Zweyter Brief.

Du bist mir zuvor gekommen, meine Agathe, aber nur mit deiner Feder; mein Herz blieb bey dir zurück, oder vielmehr, es nahm dich mit auf die Reise. Wenn es nicht so wäre, wie würde dein lieber Brief mich beschämt haben! Wir hatten so viel mit der Einrichtung unsers Hauses zu schaffen, daß vier lange Tage vergingen, ohne daß ich mich anders, als in Gedanken, mit dir unterhalten konnte; wo ist aber ein Geschäft der Welt, das dein Andenken in meiner Seele verdunkeln könnte?

Der hiesige Pfarrhof ist sehr wohl gelegen; er hat einen schönen großen Garten, in dessen schattigem Hintergrunde eine Hütte von Baumrinde, in Form einer Einsiedler-Clause,

steht. Sie erinnerte mich gleich an deine Gartenlaube, in der wir zwölf Jahre lang so manchen Sommerabend verplaudert haben. In dieser Clause wollen wir unsere Unterredungen fortsetzen, und wenn ich des Abends hier ausruhe, will ich denken, ich sitze neben dir, und halte dich mit meinem Arme umschlungen. Unter ihrem Dache schreibe ich diese Zeilen, mit ihnen, meine Agathe, und mit der Thräne, die auf deinen Nahmen herab fällt, weihe ich diese stille Hütte zum Heiligthume unserer Freundschaft.

Ein zweytes Heiligthum soll uns das Stübchen seyn, das mein guter Oheim mir eingeräumt hat. Es hat die Aussicht auf den Garten, und aus meinem Fenster habe ich immer unsere Clause vor Augen. Ich hätte ein anderes wählen können, das auf die Landstraße stößt. Aber dort wären wir nicht so allein gewesen. Grüningen würde mir sehr wohl gefallen, wenn es nicht sechs Meilen von Sundheim läge. Es ist ein großes, reiches Dorf, und die Einwohner haben uns mit einer Herzlichkeit empfangen, die meinen Oheim und uns sehr gerührt hat. Gestern hielt er seine Antrittsrede; die Kirche wimmelte von Menschen; alle zerflossen in Thränen; du kennst seine Gabe, die Herzen zu gewinnen, und die Wahr-

heit in Engelsgestalt in den Kreis seiner Zuhörer einzuführen.

Sonst war unsere Reise für mich bloß eine Verlängerung des Augenblicks, der mich aus deinen Armen riß, und mein Oheim und meine Mutter waren selber zu tief gerührt, um meine Traurigkeit zu stören. Da ich rückwärts fuhr, so hatte ich noch über eine Stunde den Kirchthurm von Sundheim vor Augen. Mein Oheim bemerkte, daß ich meinen Blick stets darauf heftete, uud daß meine Thränen von neuen flossen, als wir in einen Wald kamen, der mir die liebe Aussicht raubte. Gib dich zufrieden, mein Kind, sagte er dann zu mir, du sol'st nicht auf immer, vielleicht nicht auf lange, von deiner Agathe getrennt seyn. Wenn ich noch etwas über ihren Vater vermag, so wird er ihr erlauben, uns künftigen Herbst zu besuchen, und du selbst mit deiner Mutter sollst sie abhohlen. Ich küßte die Hand, die nur segnen kann; meine Fantasie zerbrach den Maßstab der Zeit, und es war mir, als säßest du wirklich neben mir im Wagen.

Wenn nur dein Vater sich diesem Plane nicht widersetzt; von deiner Mutter fürchte ich nichts. Ungeachtet sie oft kränkelt, so wird sie dir

dennoch eine kurze Abwesenheit nicht versagen; denn das begreife ich wohl, daß sie deiner nicht lange entbehren kann. Warum mußt du auch gerade einen Gastwirth zum Vater haben, und warum muß seine Herberge an einer so stark besuchten Straße liegen? doch was will ich mich mit einer Furcht quälen, die vielleicht ungerecht ist. Lieber wollen wir uns an dem Gedanken weiden, daß wir uns in vier Monathen wiedersehen, und Herz an Herz den Bund unserer Seelen erneuern werden.

Josephine.

Dritter Brief.

O, warum kann ich meiner Josephine die Gefühle nicht ausdrücken, die ihr Brief, der erste, den ich aus der Ferne von ihr erhielt, in meinem Herzen erzeugt hat! Ein nahmenloses Gemisch von Traurigkeit und Freude, das mich beydes, ihre Entfernung und ihre Liebe, in ihrer ganzen Stärke empfinden ließ. Bisher schrieben wir uns bloß, um uns das zu wiederhohlen, was wir uns mündlich gesagt hatten, oder mündlich nicht sagen konnten, wenn unsere Geschäfte uns

zu Hause hielten; aber auch dann waren wir nur durch einen kleinen Raum von einander getrennt. Ich konnte aus meinem Eckfensterchen deine Wohnung, und du konntest die meinige sehen. Wir konnten einander Küsse zuwerfen, und durch unsere Winke unsere Zusammenkünfte verabreden. Aber nun, wie ist alles anders! ich sehe zwar den Pfarrhof und unsere Linde noch; allein der Pfarrhof ist für mich ausgestorben, und unsere Linde scheint mir um meine Josephine zu trauern.

Wie danke ich dir für die Beschreibung deines neuen Aufenthalts! Nun kann ich mich neben dich an dein Fenster legen, kann dich in deiner Garten-Clause überraschen, wenn du an deine Agathe schreibst. O, möge doch der liebevolle Plan deines Oheims in Erfüllung kommen! Ich habe den Muth nicht, mit meinem Auge auf dieser schönen Aussicht zu verweilen, und noch weniger habe ich den Muth, mit meinen Aeltern davon zu sprechen. Du kennst die Hindernisse, die ich befürchte.

Der neue Pfarrer hat uns vorgestern besucht. Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren, als er in die Stube trat. Er redete mich mehrmahls an, und ich hatte kaum die Kraft,

ihm einige leise Sylben zu antworten. Ich heftete meine Augen auf mein Nähzeug, und meine Mutter entschuldigte meine Unhöflichkeit mit meiner natürlichen Schüchternheit. Als er aber weg war, machte mein Vater mir bittere Vorwürfe. Ich antwortete nichts; ich fühlte, daß er Recht hat , und dennoch entschuldigte mich eine innere Stimme, die mir sagte: daß dieser so ganz gemeine Priester mir den väterlichen Freund, dessen Nachfolger er ist, nie werde ersetzen können.

Heute ist er mit meinem Vater nach der Stadt gereiset; sie werden erst morgen wieder kommen. Ich benutze diese Zeit, um dir zu schreiben. Ich habe meiner Mutter einige Stellen deines Briefes gelesen, und sie um die Erlaubniß gebethen, ihn zu beantworten. Meinetwegen, sagte sie, nur mache deine Antwort heute fertig; du weißt, dein Vater kann es nicht leiden, daß du deine Zeit mit Lesen und Schreiben verdirbst. O Gott! . . . . . doch es ist mein Vater, und ich will nicht vergessen, daß du mich immer zur Geduld ermahntest, wenn ich mich bey dir über seine Härte beklagte; allein wie schwer wird mich die Geduld ankommen, da der Engel, aus dessen Busen ich sie schöpfte, von meiner Seele ge-

wichen ist! Ein Wagen mit Fremden, die bey uns übernachten wollen, läßt mir nur noch den Augenblick übrig, dich, meine Josephine, an mein liebendes Herz zu drücken. Meine ehrerbiethigen Grüße an die Edeln, die das Schicksal mir mit dir entriß, verstehen sich immer von selbst. Lebe wohl, Freundinn meiner Seele, ewig die deinige!

Agathe.

Vierter Brief.

Morgen, liebste Agathe, reise ich mit meinem Oheim in die Residenz, wohin unser Fürst ihn berufen hat, um einer Berathschlagung über die Verbesserung des Schulwesens beyzuwohnen. Da ich meinen zweyten Onkel, den Hofrath, noch nie, und meinen einzigen Bruder seit acht Jahren nicht gesehen habe, so soll ich unsern guten Pflegevater auf dieser Reise begleiten. Sie wird immer gegen vierzehn Tage dauern, und während dieser Zeit werde ich zwar oft an meine Agathe denken, aber schwerlich an sie schreiben können. Laß dich also mein Stillschwei-

gen nicht beunruhigen, liebste Freundinn! Nach meiner Rückkunft will ich es reichlich einbringen.

Ich bin sehr begierig, meinen Bruder wieder zu sehen, dessen du dich kaum mehr erinnern wirst. Der Onkel schreibt, er habe Hoffnung, eine Amtmannsstelle für ihn zu erhalten. Seine Versorgung würde meiner guten Mutter eine unaussprechliche Freude machen. Ich hoffte immer, er würde noch vor unserer Verpflanzung nach Sundheim kommen, und ich baute schöne Plane auf diese Hoffnung; allein seine Geschäfte bey der Regierungskanzelley hielten ihn immer zurück. Nun ist er uns eine Tagereise näher, und vielleicht kann sein Besuch diesen Herbst Statt finden. Auf den deinigen, liebste Agathe, thue ich nicht Verzicht. Meine gute Mutter will sich mit meinem Oheim vereinigen, um dir bey deinen Aeltern die Erlaubniß auszuwirken; sie können und werden sie uns nicht versagen. Fasse also Muth, liebes Mädchen, und bekämpfe deine Schwermuth. Du weißt ohnehin, daß sie deinen Aeltern, zumahl deinem Vater, mißfällt. Der Vorwand, sie nicht zu nähren, könnte ihm einen Grund an die Hand geben, dir die Reise nach Grüningen zu versagen. Du siehst, meine Agathe, deine Ruhe und das Interesse unserer

Freundschaft erfordern, daß du dir Gewalt anthust. In meinen Armen kannst du dein Herz dafür entschädigen.

Diesen Brief will ich eurem Nachbar Rothe mitgeben, der meinem Oheim den rückständigen Pacht des Sundheimer Zehenten überbracht hat. Du kannst ihm deine Antwort zustellen, er wird sie sicher besorgen. Es kommt nur auf dich an, ob du ihn für die Zukunft zur Mittelsperson unseres Briefwechsels machen willst. Vielleicht kannst du dadurch den Unannehmlichkeiten ausweichen, die der gewöhnliche Weg zuziehen könnte. Ich verlange keine weitläufigen Briefe von dir, und wenn deine Mutter unsern schriftlichen Umgang nicht mißbilligt, so werden die öftern Abwesenheiten deines Vaters dir immer die Freyheit verschaffen, mir einige Zeilen zu schreiben. Von Zeit zu Zeit werde ich mich doch auch der Post bedienen, um allen Argwohn eines heimlichen Verkehrs zu entfernen. Ich habe meiner Mutter diesen Vorschlag mitgetheilt; sie billigt ihn. Dein Oheim, sagt sie, würde ihn wenigstens in seinem Herzen billigen; es ist aber besser, wir ersparen ihm die Verlegenheit, sich darüber zu erklären. Was haben wir gethan, liebste Agathe, daß dein Vater nicht mit eben dem

Wohlgefallen auf den Bund unserer Herzen herab sieht, wie der Edle, der mir die Stelle des meinigen ersetzt.

Lebe wohl, meine Schwester, und laß mich ja bey meiner Rückkunft nach Grüningen einige Zeilen von dir antreffen. Dagegen verspreche ich dir eine Beschreibung meiner Reise zu Wasser und zu Lande. Scherz bey Seite; ich werde die Donau beschiffen.

Josephine.

Fünfter Brief.

Noch um vier Meilen weiter hat sich meine Josephine von mir entfernt, ohne mir die Hoffnung zu lassen, durch ihre Briefe für diese Entfernung entschädigt zu werden. Gleichwohl fühlte ich nie mehr, als jetzt, das Bedürfniß, dir nahe zu seyn. Seit acht Tagen gehen Dinge bey uns vor, die mir deinen schwesterlichen Rath unentbehrlich machen.

Ich schrieb dir neulich, daß mein Vater mit dem Pfarrer nach der Stadt gefahren sey. Sie kamen mit einem jungen Manne zurück, den der Pfarrer am folgenden Tage als seinen Bruder

bey meiner Mutter einführte. Er ist ein Landkrämer aus D...n, der, wie mein Vater sagte, seine Sachen sehr gut macht. Er hat hier einen beträchtlichen Vorrath Hanf aufgekauft, allein mich dünkt, daß er um dieser Ursache willen nicht nöthig hätte, hier so lange zu verweilen. Er kommt täglich in unser Haus, und mein Vater behandelt ihn wie einen alten Bekannten. Dennoch erinnere ich mich nicht, ihn jemahls gesehen zu haben.

Gestern war er mit seinem Bruder bey uns zu Gaste, er sah mich unaufhörlich an, und bisweilen warf er dem Pfarrer Blicke zu, die mich vermuthen ließen, daß ich der Gegenstand dieses stummen Gespräches sey. Meine Verlegenheit war unaussprechlich. Mein Vater hatte auch noch die Grausamkeit, über mich zu spotten, und mich beym Nachtische sogar zum Singen aufzufordern. Dieses erbitterte mich, und gab mir den Muth, den Tisch zu verlassen. Bleib, dummes Ding! rief er, indem ich zur Stube hinaus flog. Ich hörte, daß meine Mutter ihm Vorwürfe machte. Dieses bewog mich, vor der Thür stehen zu bleiben, und zu horchen. Wenn ich Unrecht hatte, liebe Josephine, so muß ich dir gestehen, daß ich mein Unrecht nicht bereue.

Es brachte mich auf eine Entdeckung, von deren Wichtigkeit du selbst urtheilen magst.

Das haben sie nicht gut gemacht, Herr Leonhard, sagte der Pfarrer; der Baum fällt nicht auf Einen Hieb. — Mein Bruder hat Recht, antwortete der Krämer, die arme Jungfer dauerte mich; sie saß auf Kohlen. Mein Vater, den der Wein erhitzt hatte, rief mit einem Schwure: Possen! Possen! das Mädchen muß mir herein. Vermuthlich wollte er aufstehen, um mich zu hohlen; denn ich hörte, daß meine Mutter sagte: bleib, ich will sie rufen. — Ich hatte kaum Zeit in die Küche zu eilen; sie kam mir auf dem Fuße nach. Ich weinte; sie suchte mich zu besänftigen, und ich folgte ihr in die Stube.

Mein Vater warf mir einen wilden Blick zu, allein er sagte nichts. Vermuthlich hatten die Gäste ihn zum Schweigen bewogen; noch standen die Thränen mir in den Augen. Der Pfarrer gab sich alle Mühe, mich aufzumuntern; ich zwang mich, aber was dieser Zwang mir kostete, kann ich dir nicht ausdrücken. Endlich nahm er ein Glas, und hielt es mir entgegen: Auf gute Freundschaft, Jungfer Agathe! Sie werden mir doch Bescheid thun? — Mein Vater schenkte

mir ein, und reichte mir das Glas mit einer Mie-
ne, die mir alle Weigerung verboth, wäre es auch
mit Galle gefüllt gewesen. Das schonende Be-
tragen des jungen Mannes machte mir meine
Lage nach und nach weniger peinlich, dennoch
ward mir jede Minute zur Stunde, bis man
endlich vom Tische aufstand.

Mein Vater schlug dem Pfarrer eine Partie
Piket in der Gartenlaube vor, und sein Bruder
blieb bey mir in der Stube zurück. Für einen
Menschen ohne besondere Bildung machte er mir
wegen des Vorgegangenen ein Paar ganz artige
Entschuldigungen, und lenkte dann das Gespräch
auf seine Geschäfte. Ich stehe, sagte er, bereits
seit zwey Jahren mit Ihrem Vater im Verkehr,
und wollte ihn schon vorigen Sommer besuchen;
allein die Krankheit und der Tod meiner Frau,
mit der ich nur sechs Monathe verheirathet war,
hielten mich ab. Da nun mein Bruder die hiesige
Pfarre erhalten hat, hoffe ich öfters nach Grü-
ningen zu kommen, und wenn Sie es erlauben
. . . . So, so . . . . spreche ich zuweilen bey
Ihnen ein. — Ich habe nichts zu erlauben, Herr
Albrecht, antwortete ich, und fuhr fort, den
Tisch abzuräumen. — Sie verbiethen mirs doch
nicht? — Ich habe auch nichts zu verbiethen. —

Nun das ist alles, was ich wünsche, sprach er, und fing nun an, mir Vieles von seinem Gewerbe zu erzählen, das nicht unbeträchtlich zu seyn scheint. Beyläufig merkte er an, daß mein Vater ein Paar tausend Thaler darin stecken habe. Man muß gestehen, setzte er hinzu, daß Herr Leonhard für einen Mann, der, wie er mir selbst sagte, mit wenigem anfing, recht gute Geschäfte gemacht hat. Es muß aber auch eine Freude seyn, für eine solche Tochter zu arbeiten. — Dieses Compliment, liebe Josephine, war doch wohl deutlich genug! Ich benahm mich, wie ich glaube, sehr ungeschickt dabey, und wäre gern zum zweyten Mahle davon gelaufen, allein die Ankunft meiner Mutter zog mich aus meiner Verlegenheit, und bald hernach kam auch der Pfarrer mit meinem Vater zurück. Beym Abschiede wurde mein Vater vom Pfarrer auf heute zu Gaste gebethen. Dieser Umstand verschafft mir die Muße, dir zu schreiben.

So viel ich dir noch zu sagen hätte, so muß ich dennoch meinen Brief schließen, um ihn noch vor der Rückkunft meines Vaters zum Nachbar Rothe tragen zu können. Mein Herz bricht mir, indem ich mich von dir los reiße; es ist so voll, so gepreßt; es liegt mir so zentnerschwer

in der Brust, daß ich kaum zu athmen vermag. Gott! ich habe Vater und Mutter, und dennoch scheine ich mir eine Waise. O, meine Freundinn, meine Schwester? Warum kann ich nicht an deinem Busen Trost und Rath suchen! Ich schmachte nach deiner Antwort; ach! und vielleicht bist du noch abwesend, wenn mein Brief in Grüningen ankommt.

Agathe.

Sechster Brief.

Meiner Rechnung nach, liebste Josephine, bist du nun von Grüningen zurück. Ich kann aber nicht warten, bis du mir deine Rückkunft meldest, um mein Herz vollends vor dir auszuschütten. Die Bangigkeit, womit ich meinen letzten Brief schloß, hat seit dem mit jedem Tage zugenommen, und Gott weiß, was am Ende aus mir werden wird!

Als mein Vater neulich von der Mahlzeit beym Pfarrer zurück kam, sah ich ihm gleich an, daß die Weinflasche nicht gespart worden war. Doch dieses Mahl war er freundlicher, als des Tages zuvor; er faßte meine Hand, und

schüttelte sie so arg, daß bloß die Furcht, ihn zu erzürnen, meinen Schrey erstickte. Der Pfarrer und sein Bruder lassen dich schön grüßen. — Ich danke. — Ich danke; wiederhohlte er, indem er meinen leisen schüchternen Ton nachahmte. Was heißt das, Mädchen, willst du dich immer so kindisch gegen die Herren betragen, wie gestern? Du bist nicht so albern, daß du nicht errathen solltest, was sie im Schilde führen. Albrecht ist ein hübscher, bemittelter Mann und mein Freund, der gern mein Schwiegersohn werden möchte, und der es, denke ich, auch werden wird. Nicht wahr?

Ich zitterte an allen Gliedern. Vater! stammelte ich, und wollte meine Hand zurück ziehen; er hielt sie fest. — Nun, gefällt er dir nicht? — Ich kann weder ja, noch nein sagen, erwiederte ich; denn ich kenne ihn ja kaum! — Ich aber kenne ihn, und weiß, daß er der Mann ist, der sich für dich schickt. — Ich habe noch keine Lust zu heirathen, Vater. — Noch keine Lust, das mag seyn; aber Albrecht soll dir Lust dazu machen. Es ist auch noch nicht von der Hochzeit die Rede; aber fortreisen wird und soll er nicht, ehe die Sache in

Richtigkeit ist. Nun ließ er mich los, und warf sich in seinen Sessel.

Meine Mutter hatte zu der ganzen Scene geschwiegen; es ist ihr seit gestern nicht wohl. Sie hatte wieder einen Anfall von Blutspeyen; als aber der Vater in seinem Armstuhle eingeschlafen war, trat sie mit mir in die Nebenstube, und gab sich alle Mühe, mich zu dieser Heirath zu bereden. Ich bath sie mit Thränen, mir nur acht Tage Bedenkzeit auszuwirken. Die sollst du haben, antwortete sie; Herr Albrecht wird ohne dieß erst zu Ende künftiger Woche verreisen.

Also zu Ende künftiger Woche, meine Josephine, soll . . . Die Feder entfällt mir, ich muß Kraft sammeln.

Ich stehe auf einer Felsenspitze, zwischen zwey gleich schauerlichen Abgründen. Hier winkt mir ein Mann, den ich nicht liebe, und vielleicht nie lieben würde, weil es ihm an jenem veredelten Gefühle mangelt, das ich noch mehr aus dem Umgange deines Oheims, als aus den Büchern kennen lernte, die er mir in die Hände gab. Dort sehe ich meine Aeltern, die mir diese Heirath anrathen, oder, besser zu sagen, gebiethen. Ich sehe die zahllosen Drang-

sale, die meine Weigerung mir, zumahl von Seiten meines Vaters, zuziehen würde. Ich mahle mir die martervolle Lage, die mir in dem väterlichen Hause drohet, wenn ich das Unglück haben sollte, meine Mutter zu verlieren, deren Kräfte täglich abnehmen. Aber auch bey ihr finde ich den Trost nicht, dessen mein Herz bedarf, und den ich bloß an deinem Busen und im Schooße der Deinigen fand. O, ich vermisse ihn täglich mehr, diesen Trost, der mich so oft aufrichtete, wenn die Uneinigkeiten meiner Aeltern, oder wenn ihre üble Laune, die nicht selten Härte war, mich zu Boden schlug. Mein Leben ist mir eine Marter, und dennoch wirft mein Herz mir meine Kälte gegen meine Aeltern vor, die oft, ach nur allzu oft, in eine bittere Abneigung ausartet, gegen welche ich vergebens kämpfe.

Ach, warum biethen uns die Klöster ihre Hülfe nur unter so furchtbaren Bedingungen an! Warum öffnen sie uns ihre Thore, bloß um sie auf ewig hinter uns zu verschließen! Ihre Stifter wollten der Reue und der leidenden Unschuld eine sichere Zuflucht bereiten; ihre Nachfolger haben diese Denkmahle der edelsten Wohlthätigkeit verunstaltet, und die Zellen

des Friedens in Todtengrüfte verwandelt. Wären sie noch, was sie waren, ich würde eilen, mich vor den Gefahren, die mir drohen, in ihren geweihten Schooß zu verbergen!

Lebe wohl! meine Josephine, und denke, daß ich deine Antwort mit der Ungeduld eines Schiffbrüchigen erwarte, der am fernen Strande einen Schutzengel erblickt, welcher zu seiner Rettung heran eilt.

Agathe.

Siebenter Brief.

Deine beyden Briefe vom 10ten und 15ten, liebste Freundinn, kamen vor meiner Rückkunft hier an, die durch verschiedene Umstände um einige Tage verzögert wurde. Ich habe zu wenig Einsicht und zu wenig Erfahrung, als daß ich es auf mich nehmen könnte, dich durch das Labyrinth zu leiten, darin du umher irrest, und wenn ich es auch könnte, so bin ich zu ängstlich um dich bekümmert, als daß ich dir mit kühler Ueberlegung rathen könnte. Aber ich habe deine Briefe meinem Oheim und meiner Mutter mitgetheilt, und was ich dir

darauf antworte, sind ihre Gedanken, zu denen ich ihnen bloß meine Feder leihe.

Wir sind nicht im Stande, deine Besorgnisse zu widerlegen, und glauben mit dir, daß ein Fall eintreten kann, der dich deiner letzten Stütze berauben, und deine peinliche Lage noch peinlicher machen würde. Aber eben deßwegen, liebste Agathe, beschwören wir dich, daß du ja dein Herz mit der strengsten Sorgfalt prüfen mögest, ehe du ein Mittel verwirfst, das dir die Drangsale ersparen kann, die deine Widersetzlichkeit dir zuziehen würde. Mein Oheim freut sich, daß du weise und aufrichtig genug bist, die Stimme der Verzweifelung für keinen Ruf des Himmels zu halten. Ein unüberlegtes Klostergelübde würde dir mehr Reue und Kummer zubereiten, als eine unüberlegte Heirath, und nur der Tod würde deine Bande lösen können. Wenn du aber keinen entschiedenen Abscheu gegen deinen Freyer hast; wenn du keine Flecken in seinem moralischen Charakter wahrnimmst, wenn bloße Verschiedenheiten der Erziehung und Bildung dich von ihm entfernen; — dann, meine Agathe, ist es nicht so ausgemacht, wie du es zu glauben scheinst, daß du an der Seite

dieses Mannes nicht würdest glücklich seyn können.

Unserm Geschlechte hat die Natur einen Zauber verliehen, der größere Verwandlungen bewirken kann, als die sind, welche die Fabel uns von Circe's Wundern erzählet. Seine Macht erstreckt sich über die innere Gestalt der Männer. Eine vernünftige und liebenswürdige Gattinn kann durch ein sanftes und gefälliges Betragen die Launen und selbst die Leidenschaften eines gutartigen Mannes beherrschen, und dem ungebildeten ihren höheren Sinn, wo nicht einflößen, doch wenigstens zum Gegenstande seiner Achtung machen. Was für ein unseliges Geschenk würde das Gefühl des Schönen für ein Mädchen seyn, wenn es sein Herz dem Manne verschlöße, der bloß das Gefühl des Guten hat! Mein Oheim würde es schmerzlich bereuen, jenes Gefühl bey dir erweckt zu haben, wenn es dir Ekel gegen eine Verbindung einflößte, die dir einen ehrbaren Stand, ein sorgenfreyes Brot, und einen sichern Schutz gegen die Unannehmlichkeiten anbiethet, denen deine Weigerung dich, wer weiß auf noch wie lange, aussetzen würde. Vielmehr glaubt er, daß ein geläutertes und veredeltes Gefühl ein

Mittel mehr ist, einen Mann, selbst von gewöhnlicher Erziehung, an sich zu ketten, und ihm unbekannte Freuden, vielleicht auch unbekannte Tugenden, mitzutheilen.

Noch ein Mahl, meine Agathe, prüfe dich und deinen Freyer mit reinem unbefangenen Auge, und dann wähle in Gottes Nahmen. Wir können es nicht für dich thun, weil wir ihn nicht kennen. Indessen weide ich mich an dem Gedanken, daß die Vorsehung vielleicht diesen Bothen an dich abgeschickt hat, um deiner still ausharrenden Tugend eine zwar prunklose, aber von ihrer Hand geweihte Krone aufzusetzen. Wir sehen Alle mit klopfendem Herzen deinem Entschlusse entgegen. Mein Oheim drückt einen segnenden Kuß auf deine Stirn, und meine gute Mutter umarmt dich so innig, wie deine

Josephine.

Achter Brief.

Nach einer schwer durchkämpften, thränenreichen Nacht, in welcher dein Brief, liebste Freundinn, nicht von meinen Lippen kam,

glaube ich endlich über mein Herz Meister geworden zu seyn. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich will gehorchen; werde ich durch diese Heirath nicht glücklich, so wird doch vielleicht der Gedanke mich stärken, daß ich meinen Aeltern gehorsam war, anstatt daß ich alle Leiden, die meine Weigerung mir zuziehen würde, für mein eigenes Werk halten müßte.

Schon scheint der Himmel meine Ergebung in mein Schicksal zu belohnen. Ich fühle einen innern Frieden, der meinem Herzen seit vierzehn Tagen fremd war, und Albrecht, der uns diesen Morgen besuchte, erschien mir in einem andern Lichte. Ich fand in seinem Gesichte einen Zug von Sanftmuth und Güte, den ich bisher übersehen hatte, und in seinem Tone suche ich jetzt den reinen und edeln Accent nicht mehr, der mich so oft in der Sprache deines Oheims entzückte. Dagegen fange ich an, zu hoffen, daß ein junger Mann von gesundem Verstande auch eines gesunden Geschmacks fähig ist.

Ich habe an seinem Gespräche mit meinen Aeltern Theil genommen. Anfangs kostete es mir einigen Zwang; nach und nach wurde mein Ton unbefangener; ich glaube sogar, daß er

freundlich wurde. Ihm wenigstens muß er so vorgekommen seyn; denn er schien sehr vergnügt, als er mich verließ. Mein Vater, der ihn hinaus begleitete, sprach noch lange mit ihm unter der Hausthür, und als er zurück kam, sagte er zu mir: heute, Mädchen, hast du deine Sache gut gemacht; ich bin mit dir zufrieden, und Herr Albrecht ist es auch. Er hat einen Brief erhalten, der ihn nach Hause ruft; morgen wird er dein Jawort abhohlen. Die Bedenkzeit, die ich dir bewilligte, läuft ohnehin zu Ende, und ich will nicht hoffen, daß du dich länger besinnen wirst, deinen Aeltern zu gehorchen. Ein Freyer, wie Albrecht, findet sich nicht alle Tage.

Noch vorgestern, liebste Josephine, würde diese Sprache mich empört haben; heute fand ich die Kraft, mit gesetzter Stimme darauf zu antworten: ich war meinen Aeltern nie ungehorsam, und werde ihnen auch jetzt gehorchen.

Morgen also, meine Josephine, werde ich das verhängnißvolle Wort aussprechen, das schon so viel Glückliche und so viel Unglückliche gemacht hat. Wohl mir, daß ein dichter Vorhang mein Schicksal mir verbirgt!

Ich glaube, wenn ich es auch könnte, ich würde den Muth nicht haben, ihn aufzuheben. Ein Herz, das wenig zu hoffen hat, gefällt sich in der Dunkelheit, die ihm die Zukunft verbirgt; es hört sie kommen, ohne sie zu sehen; es ruft sie an, ohne zu wissen, ob sie Freund oder Feind antworten wird; ich will sie gefaßt erwarten. Dein Brief, oder vielmehr die zwey guten Engel, deren Worte du nachschriebst, haben meinen Glauben an die Vorsehung befestigt. Heil ihnen dafür und ewiger Dank! Man ruft mich, ich schließe nicht eher, als bis ich sagen kann: es ist geschehen!

Fortsetzung.

Es ist geschehen, meine Josephine! meine Stimme zitterte, als ich das furchtbare Ja aussprach, wie meine Hand zittert, indem ich es hinschreibe. Es ist mir unmöglich, dir die Scene des gestrigen Abends zu erzählen; meine Seele lag in einer dumpfen Ohnmacht, indem mein Körper zwischen Albrechten und dem Pfarrer bey Tische saß. Eine eiserne Hand preßte mein Herz zusammen. Der Athem wollte mir versagen, und oft sah ich die Gegen-

stände bloß durch einen dunkelgrauen Flor. Ich nahm keinen Antheil an der Unterredung, oder besser zu sagen, ich hörte nicht, was gesprochen wurde. Mein Vater muß meine Betäubung bemerkt haben; gegen das Ende der Mahlzeit erhob er seine Stimme so laut, daß ich aus dem tiefsten Schlafe hätte erwachen müssen, und sagte, indem er mir von Zeit zu Zeit einen finstern Blick zuwarf: Nun, Ihr Herren, ist es Zeit, von unserm Geschäfte zu sprechen; meine Tochter weiß ihren Antrag, und soll Ihnen nun selbst wiederhohlen, was sie mir darauf geantwortet hat.

Ich saß da, wie ein Lamm, dem man das Opfermesser an die Kehle setzt. Der Pfarrer ergriff meine Hand; nun, Jungfer Agathe, was haben Sie geantwortet? Darf ich Sie meine zukünftige Schwägerinn nennen? — Und ich meine Braut? sagte nun Albrecht mit einer Bescheidenheit, die mir selbst in meiner unaussprechlichen Verwirrung nicht entging. — Braut! dieser Titel klingt freylich hübscher als Schwägerinn, rief der Pfarrer mit einem lauten Gelächter; er hat auch weit mehr zu bedeuten, nicht wahr? — Der Mann empörte mich, aber auf der Stirn meines Va-

ters zog sich eine Gewitterwolke zusammen. Ich wandte mich gegen Albrechten: Ich habe meinem Vater bereits geantwortet, und er wird Ihnen gesagt haben, daß ich ihm nie ungehorsam war.

Albrecht fühlte das Unbestimmte dieser Erklärung. Ich möchte nicht, liebe Mamsell, daß Sie aus bloßem Gehorsam ... Ey was! unterbrach ihm sein Bruder, du forderst auch allzu viel; merkst du nicht, daß die bloße Schamhaftigkeit sie abhält, mehr zu sagen. — Getroffen! rief mein Vater. Albrecht blieb ernsthaft, und gewann dadurch meine ganze Hochachtung. Als er mich in einem offenen, bescheidenen Tone fragte: Sie willigen also in mein Glück? antwortete ich mit einem leisen Ja. Er küßte meine Hand, und nahm einen Ring von seinem Finger, den er an den meinigen steckte. Dazu gehört ein Kuß, sagte der Pfarrer. Der Bruder gehorchte dem Rathe; meine Wange mußte ihn an die Lippen brennen.

Man sprach von der Hochzeit: ich weiß nicht, warum es mir so wohl ward, als Albrecht sagte, daß sie erst in drey Monathen Statt haben soll. Aus Achtung für das Andenken seiner verstorbenen Gattinn und für

ihre Aeltern will er warten, bis das Trauerjahr zu Ende ist. Das ist mir eben recht, sagte meine Mutter, denn ich muß doch Zeit haben, des Mädchens Brautgeräthe machen zu lassen. — Morgen wird Albrecht verreisen, aber künftige Woche gedenkt er wieder zu kommen, um den Ehe-Contract zu schließen.

Ich bereue den Schritt nicht, den ich gethan habe, und dennoch wünsche ich, daß ich ihn nicht hätte thun müssen. O du, meine einzige Freundinn, fahre fort, mich auf der dornichten Laufbahn zu unterstützen; und Sie, meine ehrwürdigen Pflegeältern, geben Sie Ihrer armen Agathe ihren Segen. Er wird meinem Herzen willkommener und heiliger seyn, als der Segen des Mannes, der den guten Sundheimern den Verlust seines Vorgängers täglich fühlbarer macht. Um wie viel dringender fühle ich nun das Bedürfniß, Sie zu besuchen, und, ehe ich mich von hier entferne, mein Herz in ihren Schooß auszuschütten, und für die Zukunft Rath und Kraft daraus zu schöpfen. Meine Verlobung, dünkt mich, sollte die Zahl der Schwierigkeiten vermindern, die mein Vater dieser Reise in den Weg gelegt hätte. Vor dem künftigen Monathe wäre frey=

lich nicht daran zu denken, da um diese Jahreszeit die Zahl unserer Gäste immer am stärksten ist, hernach aber kann ich schon besser abkommen. O, ich bedarf dieser Hoffnung, um in meinen einsamen Stunden den Muth nicht zu verlieren!

Agathe.

Neunter Brief.

Du hast dich wie eine Heldinn betragen, meine Agathe, und dein Sieg ist um desto schöner, je schwerer der Kampf war. Nicht auf diesem Blatte, sondern in unsern Armen sollst du unsern Glückwunsch und unsern Segen empfangen.

So bald du den Augenblick zu deiner Reise günstig glaubst, will mein Oheim deßwegen an deinen Vater schreiben. Was du mir von Herrn Albrecht sagst, bestätigt uns in der Hoffnung, daß du nie Ursache haben werdest, deine Wahl zu bereuen. Laß nur ein Jährchen vergehen, und der brave Mann wird auch ein feiner belebter Mann seyn, und wenn du die Ehre seiner Bildung dir nicht allein vorbehal-

ten willst, so verspreche ich dir, in diesem schönen Werke dich schwesterlich zu unterstützen, nicht etwa durch Briefe, nein, meine Freundinn, sondern in selbst eigener Person. Ich scherze nicht, und wenn ich dir nicht vor allen Dingen unsern Beyfall hätte zurufen wollen, so würde ich meinen Brief mit den Worten angefangen haben: Freue dich, meine Agathe, der Himmel führt uns wieder zusammen! Mein Bruder hat die Amtmannsstelle in Schönfeld erhalten, und ich werde ihm seine Wirthschaft führen.

Erst in zwey Monathen wird er seinen Posten beziehen, und in diesem Zwischenraume mußt du zu uns kommen; er wird mich hier abhohlen; ich wollte, er könnte dich noch bey uns antreffen; ist dieses nicht möglich, so wird er dir mit mir am Tage deiner Ankunft nach D...n entgegen eilen. Es ist ein herrlicher Mensch aus ihm geworden, und es war mir ein unaussprechlich süßer Genuß, ihn von den rechtschaffensten Männern geschätzt und geliebt zu sehen. Unser Onkel, der Hofrath, behandelt ihn als einen Freund, und auch mir hat dieser edle Mann rührende Beweise seines zärtlichen Wohlwollens gegeben. Er wollte mich

bey sich behalten, allein ich konnte mich nicht dazu entschließen. Eine Residenz, sie sey groß oder klein, ist für ein schlichtes Landmädchen, das im unverzäunten Garten der Natur aufwuchs, eben das, was für den Vogel ein eleganter Käfich; er sieht bloß das Gegitter, das ihn gefangen hält, ohne darauf zu achten, daß es aus vergoldetem Drahte geflochten ist.

Da lobe ich mir unser Schönfeld, das weder Mauern, noch Thore hat, und kaum eine halbe Meile von dem künftigen Wohnorte meiner Agathe entfernt liegt.

Nun erwarte ich deine Antwort mit eben so leichtem Herzen, als ich der vorigen mit Bangigkeit entgegen sah. Freude wird mir daraus entgegen wehen, und die Hoffnung wird sie besiegen; die Hoffnung! o, liebe Freundinn, laß uns die nie verlieren; ihr Anker ist die Stütze der leidenden Unschuld, und der Freund des Tugendhaften sollte sie, statt der Bildsäule des Schmerzens, auf sein Grab setzen.

Nur noch eine Bitte. Schicke mir eine von deinen schönen blonden Locken. Eine Nachbarinn meines Onkels hat mich die Kunst gelehrt, Ringe aus Haaren zu flechten, und Buchstaben darein zu wirken. Ich bestimme dir einen, der

in der Arbeit ist; dagegen will ich von deinen Haaren einen ähnlichen für mich verfertigen. Unter Verlobten ist es ja Sitte, Ringe zu wechseln, und sind nicht unsere Herzen auf ewig mit einander verlobt?

Josephine.

Zehnter Brief.

Als ich deinen Brief mit gierigem Auge durchlesen hatte, fiel ich auf meine Knie, und erhob meine Hände gen Himmel. Ich bethete, es waren aber keine Worte, ich kann es nicht einmahl Gedanken nennen; es war ein unaussprechliches Gefühl, von einem heiligen Gesichte begleitet, das mir durch die Seele blitzte, und mir die Bilder meiner Josephine, ihrer Mutter, ihres Oheims, und selbst das Bild des guten Fürsten darstellte, dessen Arm die Vorsehung entlehnte, um uns wieder zusammen zu führen. Ich sah diese freundlichen Gestalten mir, wie in einer lichten Wolke, vorschweben, und mein Herz zerschmolz in Wonne. Im Grunde sind die Verdienste deines edeln Bruders die Ursache unserer Wie-

dervereinigung; dafür segnet ihn mein Herz; allein so eigennützig ist es denn doch nicht, daß es sich der Beförderung deines Carls nicht auch um seinetwillen, und als ein angenommenes Glied seiner Familie freuen sollte. Sage dieses deinen Lieben, bis ich es ihnen selber sagen kann.

Dein Einfall mit den Ringen ist köstlich. Hier, meine Schwester, hast du mehr Haare, als du brauchst. Mit Ungeduld erwarte ich dein Geschenk. Es wird mir unendlich theurer seyn, als mir, wenigstens jetzt noch, der Ring ist, den mir heute vor acht Tagen . . . Ich muß dir doch Wunders halber den Brief abschreiben, den ich gestern von ihm erhielt. Ein Stück des feinsten Augsburger Zitses, von allen möglichen Farben, begleitete ihn. Ein Glück, daß ich den Brief nicht beantworten darf, da der Briefsteller selbst in wenig Tagen hierher kommen will.

Insonders hochgeehrte und vielgeliebte Mademoiselle.

Ich kann nicht unterlassen, Denenselben mit diesen wenigen Zeilen meine gehorsame Danksagung für Dero gütige Gesinnungen ge-

gen meine Wenigkeit zu wiederhohlen. Ich betrachte es als mein höchstes Glück, daß Sie, vielgeliebte Agathe, darein gewilligt haben, die Meinige zu werden, und werde Ihnen täglich und stündlich meine Estim und Liebe zu erproben trachten. Aus dem kurzen Umgange mit Denenselben habe ich schon zur Genüge ersehen, daß Sie, insonders hochgeehrte Mademoiselle, um tausend Procento reicher sind an Verdiensten, als ich. Allein ich werde mich aus allen Kräften befleißigen, Sie so glücklich zu machen, als Sie es zu seyn meritiren. Meine Geschäfte halten mich noch einige Tage in Costi auf, alsdann aber werde ich die Ehre und Freude haben, hinüber zu kommen, um unsere Verlobung formaliter abzuschließen. Indessen nehme mir die Freyheit, Denenselben hierbey ein kleines Zeichen meiner Affection zu übermachen, von Herzen wünschend, Dero Gusto getroffen zu haben. Neues weiß ich nichts zu melden, außer daß, laut sichern Avisen, die Franzosen abermahls Miene machen, den Rhein zu passieren, welches ein sehr großes Malheur wäre. Unter meiner ergebensten Salutation an Dero hochwerthe Aeltern habe ich die Ehre

mit aller Consideration und Liebe bis in den Tod zu beharren

meiner insonders hochgeehrten
und vielgeliebten Mademoiselle
treu ergebenster Diener und Bräutigam
Gregorius Albrecht.

Du siehst, meine Josephine, daß wir ein feines Stück Arbeit bekommen würden, wenn wir den guten Gregorius Albrecht im Deutschen Style zu unterrichten hätten. Das Beste ist, daß auch durch seinen ungebildeten Ausdruck ein bescheidenes, redliches Gemüth durchschimmert, und damit soll und will ich mich vor der Hand . . .

Sie ist todt! ach! die arme Mutter, ein Blutsturz . . . Gott! Gott! in wenig Minuten war sie dahin. Mehr kann ich dir jetzt nicht sagen, meine Schwester, es fehlt mir an Kraft und an Zeit.

Agathe.

Eilfter Brief.

Vor einer Stunde, meine Josephine, kamen wir von ihrem Grabe zurück. Friede

sey mit ihrer Asche! Der Pfarrer ist unten bey meinem Vater; ich benutze den Augenblick, um es zu versuchen, dir die Schreckens-Scene zu beschreiben, von der ich dir in meinem letzten Briefe nur einige Worte sagen konnte. Du hast ihn doch erhalten? Eben als ich ihn schließen wollte, hörte ich auf der Hausflur ein Getöse, und gleich darauf meinen Vater laut um Hülfe rufen. Ich flog hinunter, und fand die arme Mutter, mit Blut bedeckt, in seinen Armen.

Ungeachtet ich mich selbst kaum aufrecht halten konnte, half ich sie auf ihr Bett tragen. Sie heftete einen liebreichen, ich könnte sagen, einen flehenden Blick auf mich, und versuchte zu sprechen. Mein Vater, der vermuthlich Gefahr dabey ahndete, verboth es ihr, und befahl mir, nach dem Wundarzte zu laufen. Allein sie ergriff mich bey der Hand, und hielt mich zurück. Ich gab der Magd einen Wink; sie verstand mich und wollte, statt meiner, den Auftrag besorgen. Bleib, sagte mein Vater, Agathe soll gehen. — Ich suchte meine Hand los zu machen, die Mutter aber raffte alle ihre Kräfte zusammen, schwang sich auf, und umschlang mich mit ihren Armen. In

diesem Augenblicke überschüttete sie mich mit einem Blutstrome, und war todt.

Ich fiel, wie vom Blitze getroffen, in Ohnmacht. Man trug mich auf meine Kammer; Marianne kleidete mich aus, und als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich in meinem Bette. Ich bath das gute Mädchen, mich allein zu lassen, weil ich ihrer Dienste weniger bedürfe, als mein Vater, und nun verlor ich mich in einem Strudel quälender Gefühle und Betrachtungen, die mich so sehr erschöpften, daß es mir kaum möglich war, dich mit einer Zeile von meinem Unglücke zu benachrichtigen.

Donnerstag, den 9ten.

Als ich diesen Morgen meinem Vater sein Frühstück brachte, sagte er zu mir: der unvermuthete Trauerfall nöthigt mich, deine Verlobung um ein Paar Wochen zu verschieben. Ich habe es gestern dem Herrn Pfarrer gesagt; er findet meine Ursache ganz billig, und wird heute seinem Bruder deßwegen schreiben.

Es würde mir schwer fallen, dem Gefühle, womit ich diese Nachricht anhörte, einen Nahmen zu geben; und noch jetzt verstehe ich nicht, was mein Herz dazu sagt. Gewiß ist,

daß ich mein gegebenes Wort nicht bereue, und dennoch glaube ich leichter zu athmen, seit dem ich weiß, daß ich um einige Wochen später die furchtbare Urkunde unterschreiben werde. Die Hand zittert mir, so oft ich daran denke. Vielleicht ist es mein Glück, daß die Haushaltungsgeschäfte, die nun ganz allein auf mir liegen, mir wenig Zeit lassen, der Schwermuth nachzuhängen, die seit einigen Tagen mich wieder bis in die Arme des Schlafes verfolgt. Bald sehe ich meine arme Mutter vor mir, wie ihr brechendes Auge mich anstarrt, und wie das letzte Wort, das sie mir sagen wollte, auf ihren geöffneten Lippen verweht. Bald sehe ich meine Josephine am jenseitigen Ufer eines breiten Stromes; sie winkt mir zu sich hinüber; ich strecke meine Arme nach ihr aus, allein vergebens. Kein Kahn, keine Brücke, die uns zusammen führte!

Ach, meine Schwester! ich fürchte, daß in diesem Traumbilde nur allzu viel Wahrheit liege. Nimmt mein Vater vor meiner Heirath keine Haushälterinn an, so kann ich die Wirthschaft keinen Tag verlassen, und dann ist meine Hoffnung, dich in Grüningen zu umarmen, mit meiner Mutter ins Grab gesunken. Die

liebe Mutter! sie würde gewiß die Bitte deines Oheims aus allen Kräften unterstützt haben, denn wenn ihre Unpäßlichkeiten oder häuslicher Verdruß sie nicht verstimmten, so war sie, wie du weißt, recht sehr gut, und versagte mir keine Freude. Indessen erforderte selbst meine Gesundheit je eher, je besser eine wohlthätige Zerstreuung. Sie hat seit einigen Wochen durch die Kämpfe, die in mir vorgingen, heftige Erschütterungen erlitten, und nun fühle ich die Nachwehen des letzten Sturmes noch in allen meinen Gebeinen. Will vielleicht die gute Mutter mich nachhohlen? ach, liebste Freundin! mich dünkt, es wäre das Glücklichste, was mir begegnen könnte.

Agathe.

Zwölfter Brief.

Arme Freundinn! du hast viel gelitten. Ich setze mich an deine Seite, und leide mit dir; doch nicht ich allein, auch meine Pflegeältern, deren Liebe du kennst, theilen deinen Schmerz. Der Schlag, der dich so plötzlich traf, mußte dich gewaltig erschüttern, aber

niederwerfen soll er dich nicht. Die Kleinmüthigkeit, der du dich überlässest, hindert dich, meine Schwester, deine Lage in ihrem wahren Lichte zu betrachten. Deine gute Mutter verdient deine Thränen; auch ich segne ihre Asche; sie begünstigte, so viel sie konnte, unsern Umgang, und ersparte uns manche Unannehmlichkeit. Du sahest ihren Tod vor, und ahndetest, nicht ohne Grund, die traurigste Zukunft, wenn du, deiner einzigen Stütze beraubt, im väterlichen Hause fortleben müßtest.

Allein warum verschließest du deine Augen vor der Freystätte, die sich dir öffnet? Albrecht soll das Werkzeug deiner Erlösung seyn, und doch sagst du, nur mit Zittern würdest du ihm deine Hand reichen. Hat er dir seit dem Ursache zum Mißtrauen gegeben, so bist du entschuldigt, wo nicht, so frage dein Herz, ob es nicht ungerecht gegen ihn ist. Ich hoffe, daß bloß deine geschreckte Fantasie deine Zweifel erzeugt hat. Könntest du sie aber nicht besiegen, meine Freundinn, o, so müßtest du dich hüthen, ein Band zu knüpfen, das dich noch unglücklicher machen würde, als du es im väterlichen Hause werden kannst. Es ist nicht genug, daß du dein gege=

benes Wort halten willst, Albrecht muß mehr als ein bloßes Opfer von dir erwarten können.

Der Zustand deiner Gesundheit macht uns bange, und du hast das wahre Heilmittel errathen; auch ist mein guter Oheim entschlossen, alles anzuwenden, um deine Hierherkunft zu beschleunigen. Nur glauben wir, daß dein Vater eine gegründete Ursache zur Weigerung haben würde, wenn unser Antrag vor deiner Verlobung Statt fände; du müßtest denn gewiß seyn, daß sie um mehr als ein Paar Wochen verschoben ist, oder verschoben werden kann. Hierüber, meine Freundinn, kannst du allein uns Auskunft geben. Nur vermeide ja alles, was bey deinem Vater den Argwohn erregen könnte, daß du einen längern Aufschub wünschest. Dieser Argwohn würde alle unsere Hoffnungen zernichten.

Indessen kann ich unsere Vereinigung nicht abwarten, um dir, meine Schwester, deinen Ring anzustecken. Der meinige ist nun in der Arbeit. Unsere Freundschaft bedarf dieser Pfänder freylich nicht, allein es können Stunden kommen, da ein Blick auf dieses Bundeszeichen unserem Herzen wohlthun, und es zu

großen Entschließungen anfeuern kann. Möchte doch deine Beruhigung und ein fester Glaube an meine Weissagung, daß ein besseres Loos dir aufbehalten ist, die erste Wirkung dieses Amulets der Liebe seyn.

Josephine.

N. S.

Noch zu rechter Zeit überlege ich, daß es besser seyn wird, wenn ich dir den Ring gerade zu in einem Briefe übersende, den du vorweisen kannst; sonst würden wir bey deinem Vater, wenn er ihn an deinem Finger erblickt, den Verdacht eines heimlichen Verkehrs erwecken, oder du würdest eine Unwahrheit sagen müssen, um diesen Verdacht abzulehnen. Um noch sicherer zu gehen, will ich den zweyten Brief erst mit nächster Post absenden, weil du ihn sonst früher als gegenwärtigen erhalten könntest, den ich, wie gewöhnlich, dem biedern Rothe empfehle.

Dreyzehnter Brief.

Ich nehme, liebste Josephine, deine Weissagung mit frohem, glaubigen Herzen an.

Schon beginnt sie in Erfüllung zu gehen. Dein Ring, ein wahrer Zauberring, hat ein mir unbegreifliches Wunder verrichtet. Ich empfing den Brief, der dieses heilige Pfand der Freundschaft enthielt, in meines Vaters Gegenwart. Ich las ihn laut, und wies ihm den Ring, den ich küßte und an meinen Finger steckte.

Zuvor hätte ich dir sagen sollen, daß mein blasses Gesicht, der Mangel an Eßlust und meine anhaltende Ermattung ihn seit einigen Tagen zu beunruhigen schien. Ich bemerkte mehrmahls, daß er mich sehr aufmerksam betrachtete; wenn er mit mir sprach, war sein Ton milder, und bisweilen sogar freundlich. Als er mich nun dein Geschenk mit stillem Entzücken an den Finger stecken sah, schüttelte er den Kopf und sagte: dieser Ring, scheint es, ist dir mehr werth, als sein Nachbar, (er meinte den, welchen ich von Albrechten empfing); wenigstens machst du ein heiteres Gesicht, als jenen Abend. Nun! Nun! trage ihn immer fort; ich wollte, er könnte dich gesund machen.

Kaum trauete ich meinen Ohren. Ich gab meinem Vater einen Blick, der ihm eben so fremd gewesen seyn muß, als mir seine Spra-

che war. Er war ein Ausdruck kindlicher Liebe, die in diesem Momente in meinem Herzen aufglimmte. Du hängst deinem Schmerz zu sehr nach, fuhr er fort; du mußt dich mehr zerstreuen. Soll ich dich auf ein Paar Tage in die Stadt führen? — Hier sah er mich forschend an. Ich fand aber nichts Abschreckendes, sondern eher Güte in seinem Blicke. Dieses gab mir den Muth, ihm zu antworten: die Stadt hat keinen Reitz für mich; wenn ich wieder gesund werden kann, so wüßte ich wohl, was für ein Mittel mich heilen würde. — Darf ich es auch wissen? — Warum nicht, lieber Vater, sagte ich, und trat ihm um einen Schritt näher: ein Besuch von einigen Tagen bey meiner Freundinn Josephine. — Ich schlug die Augen nieder, und erwartete mein Urtheil.

Er besann sich ein Weilchen: dachte ich es doch! Nun wir wollen sehen; ich gehe morgen in die Stadt, um mich nach einer Haushälterinn zu erkundigen, die der Pfarrer mir vorgeschlagen hat. Wird die Sache richtig, wie ich es hoffe, so sollst du auf acht Tage nach Grüningen reisen. — Ich kannte mich nicht vor Freude. Lieber Vater, rief ich, und warf mich ihm um den Hals; er schloß mich

schweigend in seine Arme, und drückte mich fest, beynahe zu fest, an seine Brust.

Es war, als ob in uns allen Beyden ein ganz neues Gefühl erwachte. Thränen, wie ich noch keine weinte, entstürzten meinen Augen. Uebermorgen, wenn ich zurück komme, fuhr er fort, indem er mir lächelnd zusah, wie ich sie abtrocknete, wollen wir weiter von der Sache sprechen.

O, warum geht die Post erst übermorgen ab! Warum kann ich meiner Josephine diese frohe, unerwartete Bothschaft nicht auf den Flügeln des Windes mittheilen! Noch gibt es Augenblicke, da ich zweifle, ob mein Vater mich nicht durch ein angenehmes Mährchen aufmuntern wollte; allein er scheint mir wirklich um meine Gesundheit bekümmert, und dann gehört ja weit weniger Vernunft dazu, als er besitzt, um voraus zu sehen, daß ein solcher Betrug eine sehr schlechte Arzeney für mich seyn würde. Diesen Morgen ist er wirklich abgereiset; möge er doch in seinem Geschäfte glücklich seyn; denn ich begreife nur allzu wohl, daß die Möglichkeit meiner Reise vom Erfolge desselben abhängt.

Ein Besuch des Pfarrers hinderte mich gestern, meinen Brief zu schließen. Die Freude, die mein Herz erfüllte, machte mich duldsam gegen das abgeschmackte Geschwätz dieses Mannes, aber eben diese Duldsamkeit verlängerte seinen Besuch, und gab seinem Tone eine Vertraulichkeit, die ich bloß darum ertrug, um ihn zu hindern, mir bey meinem Vater zu schaden. Seiner Meinung nach soll die Verlobung spätestens in drey Wochen vor sich gehen. Ihre Mutter, setzte er hinzu, hätte wohl zu einer gelegeneren Zeit sterben können, und wenn mein Bruder mir folgt, so wird er seine Hochzeit beschleunigen. Seine verstorbene Frau muß es ihm verzeihen, wenn er ihr, je eher je lieber, eine so schöne Nachfolgerinn gibt.

So faselte er, bis es anfing zu dämmern, und ein ansehnlicher Reisewagen vor unserem Hause stille hielt. Es scheint ein vornehmer Officier zu seyn, sagte er, indem ich dem Hausknechte befahl, den Fremden in den obern Saal zu führen. Der Pfarrer wollte immer noch nicht fort, als aber der Bediente des Gastes mich ersuchte, ihm eine Fleischbrühe für seinen Herrn zu geben, der sich nicht wohl befinde,

so bath ich um die Erlaubniß, mich zu entfernen, und so ward ich endlich meiner zweystündigen Folter los. Alles ruht im Hause, und es ist Zeit, daß auch ich die Ruhe suche.

Lebe wohl, meine Freundinn! ich kann meinen Brief nicht offen lassen, bis mein Vater zurück kommt, ich möchte sonst die Zeit nicht mehr finden, ihn dem Nachbar Rothe zuzustellen. Nächstens ein Mehreres. Möchte es die Bestätigung der seligsten meiner Hoffnungen seyn.

Agathe.

N. S.

Der Vater ist noch nicht zurück, und ich reiße meinen Brief wieder auf, um dir eine sonderbare Begebenheit mitzutheilen. Diesen Morgen um 9 Uhr ließ unser Gast anspannen. Sein Bedienter hatte ihm das Frühstück hinauf gebracht, und die Zeche berichtigt. Als er herunter kam, trat ich auf die Hausflur, um ihn zu grüßen. Ich sah einen langen, hagern und etwas blassen Mann, von mehr als mittlerem Alter, heran schleichen; als er mich anblickte, blieb er wie ein lebloses Bild vor mir stehen, und sah mich wohl ein Paar Minuten lang steif an; sein Gesicht wurde noch bläs-

ser, und ich bemerkte ganz deutlich, daß seine Augen sich mit Thränen füllten. Ich befand mich in einer unbeschreiblichen Verlegenheit. Endlich ging er, ohne ein Wort zu sprechen, ohne meine Verneigung auch nur durch ein Kopfnicken zu erwiedern, nach der Thür. Hier erst schien er sich zu besinnen. Er warf mir mit zitternder Hand einen Kuß zu, und wankte in seinen Wagen.

Wenn der arme Mann nicht blödsinnig ist, so weiß ich mir die seltsame Erscheinung nicht zu erklären. Hätte ich doch nur nach seinem Nahmen gefragt! Der Hausknecht, der ihn wußte, hat ihn vergessen. Der Kutscher sagte ihm, sein Herr sey ein kaiserlicher Oberster, der nach Carlsbad reiset. Zum ersten Mahle bereue ich es, daß ich so wenig Vorwitz habe, mich nach unsern Gästen zu erkundigen.

Vierzehnter Brief.

Seit gestern Abends ist mein Vater zurück; er empfing mich sehr freundlich, und sogar mit einem herzlichen Kusse. Von meiner Reise aber

war keine Rede, und ich hatte den Muth nicht, ihn daran zu erinnern. Diesen Morgen ging er aus; ich vermuthete, er sey bloß zum Pfarrer. Allein, wie groß war mein Schrecken, als ich, am Fenster sitzend, ihn aus Rothens Hause kommen sah! Ich glaubte nicht anders, als daß er diesen geheimen Canal unsers Briefwechsels entdeckt habe, und schauderte, als er die Stubenthür öffnete. Er sagte nichts, aber betrachtete mich von Zeit zu Zeit mit forschenden Blicken. In die Länge konnte ich es nicht aushalten; ich machte mir etwas in der Küche zu schaffen.

Bey Tische sprach er manches von gleichgültigen Dingen, aber immer nichts von meiner Reise. Meine Traurigkeit mußte jede Minute sichtbarer werden; er schien sie nicht zu bemerken. Ich wollte den Tisch verlassen. Bleib, sagte er, wir haben noch ein Wort mit einander zu sprechen. Mit der Haushälterinn ist es nichts, es ist die Witwe eines Kanzellisten, eine Dame, die ich nicht brauchen kann, und die gleichwohl funfzig Thaler Lohn fordert. Albrecht schmollte mit mir, daß ich sie ausschlug, allein ich kann ihm nicht helfen. — Jedes Wort war mir ein Dolchstich, und ich

fühlte, daß es mir übel werden wollte. Nun, sprach er, du darfst deßwegen nicht erschrecken; deine Reise soll dennoch vor sich gehen. Ich habe es dem Pfarrer bereits gesagt, und alles ist in Ordnung. Da Rothe schon mehrmahls Geschäfte in Grüningen hatte, und ich das Haus nicht allein lassen kann, so schlug ich ihm vor, dich statt meiner zu begleiten. Es war ihm eben recht, allein vor dem künftigen Montage kann er nicht abkommen.

Hätte ich nicht zu träumen geglaubt, meine Josephine, gewiß hätte ich meinen Vater nicht so lange sprechen lassen; nun aber sprang ich vom Tische auf, und bedeckte seine Wangen mit Küssen und Freudenthränen. Dachte ich es doch, sagte er, indem er mir die Hand unter das Kinn hielt, und mir liebreich in die nassen Augen sah, dachte ich es doch, daß ich dieses bleiche Gesicht roth färben würde. (Wirklich fühlte ich, daß ich vor Wonne glühte.) Du kannst bis auf den Sonnabend in Grüningen bleiben, dann aber muß der Herr Pfarrer dich bis auf den halben Weg zurück liefern, damit ich dich dort abhohlen kann, ohne länger als einen Tag vom Hause wegzubleiben. O, rief ich, das wird er sehr

gern! Ich darf doch meiner Josephine diese Nachricht melden? — Warum nicht? Du kannst mir den Abend deinen Brief zustellen; ich will ihn fortschaffen. Mache nur, daß du gesund bleibst.

Das Haus war mir für meine Freude zu enge geworden; ich taumelte in den Garten, um diesen Augenblick in der Einsamkeit zu feyern. O, meine Freundinn! ich hätte ihn am Fuße eines Altars feyern mögen. Ich hob meine Augen gen Himmel; die Mittagssonne sah so hell, so liebreich auf mich herab; kein Wölkchen trübte das Gewölbe des großen Tempels. Es war mir unaussprechlich wohl; ein Wort meines Vaters hat mich gesund gemacht. Noch kann ich seine Gefälligkeit nicht begreifen; sein ganzes Benehmen gegen mich ist anders, und ich weiß mir diese schleunige Veränderung bloß durch den Eindruck zu erklären, den der plötzliche Tod meiner Mutter auf ihn gemacht haben muß. Indessen spricht er nur selten, und immer in einem ziemlich gleichgültigen Tone, von ihr: vermuthlich aus Schonung gegen mich. Kurz, es scheint, er wolle mich auf ein Mahl für alle mir zugefügte Leiden entschädigen. Dessen ungeachtet wage ich

es nicht, diesen Brief durch seine Hände gehen zu lassen. Du wirst mit derselben Post einen andern erhalten, darin ich dir mit wenig Worten meine Freude und den Tag meiner Abreise ankündige.

Noch fünf Mahl wird die Sonne untergehen, ehe sie den schönsten Tag meines Lebens beleuchtet. Ich zittere bey dem bloßen Gedanken, daß ein unvermuthetes Hinderniß . . . . . . doch, warum will ich mich selbst quälen? Nein! Jeder Tag, der mich noch von dir scheidet, soll mir der Vorabend eines Festes seyn, und wenn mein Herz wieder ängstlich klopfen will, so werde ich deinen Ring, dieses Siegel der Hoffnung und der Freundschaft, darauf drücken.

Deine

Agathe.

Funfzehnter Brief.

Uebermorgen, meine Josephine, bin ich in deinen Armen. Dieses mußt du zwar jetzt wissen; allein wie könnte ich mir die Freude versagen, es dir zu wiederhohlen? Alles scheint

meine Reise zu begünstigen: das Wetter ist herrlich; der Gäste sind wenig, und jeden Morgen erwache ich heiterer und stärker, weil ich aus einem Traume von meiner Josephine erwache.

Der gute, ehrliche Rothe! als ich ihm vorgestern meinen Brief brachte, bezeigte ich ihm mein Vergnügen, daß gerade er, durch seine Geschäfte veranlaßt, mein Begleiter werden soll. Er lächelte, und ich errieth, was der arglose, gerade Mann mir sehr ungeschickt zu verhehlen trachtete. Endlich gestand er mir, daß er jetzt eigentlich keine Geschäfte in Grüningen habe. Ich ließ es Ihren Vater glauben, fuhr er fort, weil ich mir die Freude, ein Paar so liebe Kinder, wie Sie und Jungfer Josephine, zusammen zu bringen, um kein Geld würde abkaufen lassen. — Ich faßte seine braune Hand, und drückte sie an mein Herz. O, ich hätte sie küssen mögen!

Mein Vater ist noch immer gut. Er will es nicht leiden, daß ich des Morgens früh aufstehe, um die Gäste abzufertigen. Heute sagte er sogar: wenn du bey mir bliebest, ich glaube, ich würde um deiner Gesundheit willen die verdammte Wirthschaft aufgeben. Er

sah mich dabey so scharf an, als hätte er in dem hintersten Grunde meiner Seele lesen wollen. Ich schwieg, und schlug die Augen nieder, aus Furcht, sie möchten mein Mißtrauen verrathen. Offenbar wollte er mich auf die Probe stellen; es muß ihn aber gereuet haben, denn gleich darauf sprach er von meiner Reise, und zog einen Ducaten aus der Börse. Hier hast du Zehrgeld; denn ich will nicht haben, daß Rothe etwas für dich auslege. Doch alles dieses kann ich dir ja mündlich erzählen. Nur noch zwey Nächte .....

Agathe.

Sechzehnter Brief.

Anstatt es noch ein Mahl umsonst zu versuchen, den Wohlthätern meiner Seele meinen Dank zu stammeln, will ich dir, meine Schwester, die Geschichte meiner Rückreise erzählen. Auch deiner Mutter und dir ist die Veränderung nicht entgangen, die ich seit einiger Zeit in dem Betragen meines Vaters wahrnahm. Dieses kann dir allein meine Erzählung glaublich machen.

Kaum hatte ich meine theueren Begleiter aus dem Gesichte verloren, als ich, mit noch nassen Augen, mich an meinen Vater wandte, und ihm meinen Dank für die Freude wiederhohlte, die er mir verschafft hatte. Es wird nur auf dich ankommen, mein Kind, diese Freude noch mehr als ein Mahl zu genießen. — »Mein Kind;" so hatte er mich noch nie genannt. Mit gerührtem Herzen ergriff ich seine Hand, die den Zügel des Pferdes hielt, und drückte sie an meine Brust. Sprechen konnte ich nicht. Ich bin mit dir zufrieden, sagte er nach einer Weile, und habe keinen andern Wunsch, als dich glücklich zu machen. Gestehe mir aufrichtig, liebst du den Albrecht? Denke dir meine Verwirrung! — Ich hoffe ihn lieben zu können, antwortete ich leise. — Du hoffst es? Wenn du es nicht gewiß weißt, so ist es ein gewagter Handel. — Ich schwieg. Er schwieg auch, und schien, in Gedanken versenkt, mit sich selbst uneins zu seyn. Endlich überwand er sich: ich muß es bekennen, sagte er, ich ging in der Sache ein wenig rasch zu Werke; der verwünschte Pfaffe hatte mich überrumpelt. Ich glaube bey Gott! du stichst ihm eben so sehr ins Auge, als seinem Bruder. —

Nach einer abermahligen Pause fuhr er fort: ich muß dir doch sagen, was mir in deiner Abwesenheit mit den Leuten begegnet ist. Gleich am Dinstage besuchten mich die beyden Brüder. Der Krämer hatte den Aufsatz des Ehe-Contracts bey sich, und gab mir ihn zu lesen. Ein sauberer Wisch; er verlangte darin, daß ich dir die drey tausend Gulden, die ich in seinem Gewerbe habe, als dein mütterliches Eigenthum, zur Mitgift verschreiben sollte. Das verdroß mich; es war nicht an ihm, sondern an mir, deine Mitgift zu bestimmen. Zu dem wußte er ja, daß mein ganzes Vermögen ein erworbenes Gut ist. Allein der schlaue Fuchs fürchtet, ich möchte wieder heirathen. Wir geriethen in einen heftigen Wortwechsel. Der Pfaffe nahm die Partey seines Bruders, und ... Hier sah mein Vater mich an. Mein Herz pochte; mein Athem blieb zurück; mir war, als stände ich vor einem Glücksrade, aus dem das verschlossene Loos meines Schicksals heraus fiel. Ich weiß nicht, was er in meiner Miene las. Kurz, Agathe, sprach er, ich lasse dir deinen freyen Willen, allein ich zweifle, ob du mit Albrechten glücklich seyn werdest. Der Mensch ist sehr interessirt, und

wenn er mein Schwiegersohn wird, so sehe ich voraus, daß ich manchen Spuk mit ihm haben werde. Das Beste wäre, wir schickten ihm seinen Ring und seinen Zits zurück, und machten dem Spiele ein Ende. Du bist noch wohl einer bessern Partie werth; was meinst du, mein Kind? Ich war auf der Folter; nicht die Stimme der Liebe, aber die des Gewissens hielt meine Antwort zurück. Ich war unschuldig am Eheversprunche; auch an der Lossagung wollte ich unschuldig seyn. Meiner Bestürzung ungeachtet sah ich dennoch ein, daß mein Vater mehr um seinetwillen, als meines Glückes wegen, brechen wollte. Dieß bestimmte meine Antwort: es ist meine Pflicht, alles zu vermeiden, was meinem Vater Verdruß machen kann. — So recht! erwiederte er, indem er mir mit einer beynahe fürchterlichen Freude einen Kuß auf den Mund drückte. Morgen des Tages will ich den jungen Herrn abfertigen.

Wirklich hat er mir heute Albrechts Geschenke abgefordert, und sie, von einem Briefe begleitet, zurück geschickt. Er wollte mir ihn zu lesen geben. Ich lehnte es ab, und er schien mit meiner Weigerung sehr zufrieden. Vielleicht hätte ich dennoch die Wahrheit nicht erfahren;

denn ich bemerkte, daß er zwey Papiere vor sich liegen hatte, und das eine zerriß, als ich keine Lust bezeigte, den Inhalt seines Briefes zu wissen.

So wäre denn deine Agathe wieder frey; ob zu ihrem Glück oder Unglück? das weiß der Himmel. In der That begreife ich nicht, warum dieser Vorgang, der mir vor dem Tode meiner Mutter einen Stein vom Herzen gewälzt hätte, mit jetzt so ganz gleichgültig ist. Bloß der Umstand, daß ich mir dabey nichts vorzuwerfen habe, verbreitet eine stille Zufriedenheit in meiner Seele.

Agathe.

Siebzehnter Brief.

Bald sollte ich glauben, daß meine Agathe zur Heldinn eines Romans bestimmt ist; so rasch, so seltsam wechseln seit einiger Zeit die Scenen in ihrem bisher so einförmigen Leben. Freylich ist man mit achtzehn Jahren erst recht reif zu diesem großen Berufe, und wenn der Knoten sich nur glücklich löset, so kommt es auf ein paar Abenteuer mehr oder weniger nicht an. Nur

bitte ich mir die Ehre aus, eine Rolle darin zu spielen.

Aergere dich nicht, meine Freundinn, daß ich die wichtige Begebenheit, die dein vorgestriger Brief mir berichtet, mit so heitern Augen ansehe.

Wenn der Geitz die guten Eigenschaften Albrechts verdunkelt, so halten wir es für dein größtes Glück, daß deine Heirath sich zerschlagen hat. Ein geitziger Ehemann, besäße er auch alle Annehmlichkeiten des Geistes, müßte am Ende ein Tyrann für meine Agathe werden, deren Herz keine größere Wollust kennet, als die Wohlthätigkeit, die alle ihre Ersparnisse zu Unterstützung der Leidenden anwendet, und deßwegen oft von ihrem Vater hart angelassen wurde. Da auch er das Geld liebt, so wundern wir uns nicht, daß eine Geldsache ihn mit deinem Freyer entzweyet hat. Du selbst hast ganz richtig bemerkt, daß er bey der Zurücknahme seines Wortes mehr auf sich, als auf dich sah, und aus eben dem Grunde glaube ich nicht zu irren, wenn ich vermuthe, daß er dabey noch eine andere Speculation hat. Behält er dich bey sich, so erspart er sich eine Haushälterinn, oder, deutlicher zu reden, eine Summe von funfzig Tha-

lern, die nun, so wie deine Mitgift, in seinem Kasten bleibt.

Meine Agathe kniete, wie Isaak, auf dem Opferherde; ihr Vater, freylich kein Abraham, hatte das Messer gezuckt, und eine höhere Hand entriß es ihm, indessen er es von freyen Stücken wegzuwerfen glaubte.

Ich schließe, liebes Mädchen, mit der dringenden Ermahnung deiner Pflegeältern, daß du doch ja dein ängstliches Wesen und dein Mißtrauen vor deinem Vater verbergen sollst, um ihm keinen Anlaß zu geben, sein Benehmen gegen dich zu ändern. Wende alles an, ihn bey guter Laune zu erhalten. Er müßte ein Unhold seyn, wenn er den Liebkosungen meiner Agathe widerstehen könnte. Gruß und Kuß von uns Allen!

Josephine.

Achtzehnter Brief.

Wir haben alle Beyde meinem Vater Unrecht gethan, liebste Josephine, als wir glaubten, daß er aus Eigennutz die ihm angetragene Haushälterinn ausgeschlagen habe, und ich halte es für Pflicht, dir deinen Irrthum zu beneh-

men. Gestern hatten wir den ganzen Tag eine Menge Gäste; mein Vater schien mit Vergnügen die Emsigkeit zu betrachten, womit ich alle zu befriedigen suchte. Als das Haus leer, und er eines Geschäftes halber ausgegangen war, warf ich mich, von der Tagarbeit ermüdet, in seinen Sessel, und schlummerte ein. Das Geräusch, das er bey seiner Rückkunft machte, weckte mich auf, und ich sprang erschrocken aus dem Stuhle.

Bleib, bleib, mein Kind, sagte er, indem er zu mir trat, und mir freundlich die Wangen streichelte. Du darfst nach einem solchen Tage wohl ausruhen. Es ging heute ein Bißchen zu arg her, und ich habe dich bedauert. Aber nur Geduld! du sollst nicht immer so geplagt seyn, ich will dir mit mir bessere Tage verschaffen. Es ist in der Nachbarschaft ein hübscher Hof feil, auf den ich ein Auge habe, und wenn ich das Wirthshaus nicht verkaufen kann, so will ich es verpachten. Dem Albrecht habe ich mein Capital aufgekündigt; dieses muß mir den Hof bezahlen helfen. Dann, Agathe, wirst du deiner Ruhe pflegen können; du bist meine einzige Erbinn, und es wird dir nicht darauf ankommen, einst ein Paar hundert Gulden mehr oder weniger zu haben.

O, gewiß nicht, lieber Vater, sagte ich, und zum ersten Mahle in meinem Leben küßte ich seine Hand, die auf meiner Schulter ruhte. Einfältiges Mädel, so mußt du es machen, rief er, und gab mir einen Kuß auf die Wange, den ich, aber freylich nicht so derb, erwiederte. Warum wird mir doch bange, wenn er mich küßt! Aus seiner Rede sollte ich schließen, daß seine Absicht nicht ist, wieder zu heirathen. Der Himmel erhalte ihn bey diesen Gesinnungen! Der bloße Gedanke an eine Stiefmutter verursacht mir Herzklopfen.

Diesen Morgen nach dem Frühstück öffnete er seinen Schrank, und langte einen Pack heraus, der in Papier gewickelt war. Er übergab ihn mir mit den Worten: es ist billig, Agathe, daß ich dir das Geschenk ersetze, das du dem Albrecht zurückgegeben hast. — Ich war ganz betreten. Nun, so mach es denn auf, und sieh, ob es dir gefällt. — Es war ein sehr schöner Zits; eben so fein; aber wirklich weit geschmackvoller, als jener. Diese Galanterie ist das Unbegreiflichste unter dem Unbegreiflichen, das mir seit einigen Wochen widerfährt. Der Mann ist umgewandelt; kein böses Wort, keine saure Miene, und, was nicht weniger auffallend ist, seit

meiner Rückkunft von Grüningen hat er sich kein einziges Mahl im Wein übernommen.

Wie glücklich werde ich seyn, wenn es immer so fortgeht! Ich thue, was ich kann, um dem Rathe meiner Pflegeältern zu folgen. Die Schüchternheit, die mein Herz von ihm zurück drängt, ist freylich sein eigenes Werk; indessen suche ich ihm bey jeder Gelegenheit meine Dankbarkeit zu zeigen, bis es mir gelingt, die geheime Gewalt zu besiegen, die mich abhält, ihm mit Zärtlichkeit zu begegnen.

Ich muß abbrechen, meine Schwester. Er ist aufgestanden, und darf weniger als jemahls unseren verborgenen Briefwechsel argwohnen. Mit künftiger Post werde ich dir, ohne die gewöhnliche Vorsicht, einige Zeilen schreiben, dich um ein Buch zu bitten.

Agathe.

Neunzehnter Brief.

Wenn du, liebste Freundinn, zugleich mit diesem Briefe einen andern erhältst, darin ich dir, oder eigentlich deinem Vater, sage, daß ich dir das Buch bald selber zu überbringen hoffe, so glaube ja nicht, daß ich scherze oder fasele. Es

ist mein barer, lauterer Ernst. Künftigen Freytag wird deine Josephine, von ihrem Bruder begleitet, dich in ihre Arme schließen.

Da eine Abtheilung der kaiserlichen Armee D...n und die Gegend von Schönfeld besetzen wird, so hat unser Fürst ihm befohlen, sich unverzüglich an seinen neuen Posten zu begeben. Wirklich ist der gute Bruder bey uns, und freut sich beynahe so sehr, als ich auf den Tag unserer Zusammenkunft. Schade, daß wir in Sundheim bloß übernachten können. Ich denke, auch wenn kein Schild über eurem Thore hinge, so würde dein Vater, der am Ende wohl gar liebenswürdig werden wird, uns nicht abweisen. Indessen hielt ich es nicht für überflüssig, ihn auf meine Erscheinung vorzubereiten, damit meine Agathe nicht nöthig habe, ihm ihre Freude zu verbergen. Meines Bruders erwähnte ich mit keinem Worte. Ich will das Vergnügen haben, die großen Augen zu sehen, womit dein Vater den stattlichen Herrn Amtmann, den er nur als Knabe kannte, anstaunen wird.

Alles, was ich dir auf dein Letztes zu antworten hätte, verspare ich auf unsere mündliche Unterredung. Mache dich nur auf eine schlaflose

Nacht gefaßt. Es versteht sich, daß ich kein anderes Bett, als das deinige, haben werde.

Josephine.

Zwanzigster Brief.

Unmöglich, meine Agathe, kann ich unsern Fuhrmann zurück reisen lassen, ohne ihm ein Paar flüchtige Zeilen an dich mitzugeben. Unsere Reise war sehr angenehm; wie konnte sie es nicht seyn, da wir uns am Nachgenusse des schönen Abends labten, den wir an der Seite meiner Agathe zugebracht hatten? Ich sage: wir; denn mein guter Carl theilte alle meine Gefühle; er kennt den Werth meiner Freundinn, und nicht aus meinen Erzählungen, sondern aus ihren eigenen Briefen lernte er ihn kennen.

Du wirst doch nicht zürnen, meine Agathe, daß ich ihm, dem besten Bruder, bey seinem Aufenthalte in Grüningen, deine Briefe zu lesen gab? Die Klugheit und die Sorge für seine Ruhe würden mir diese Mittheilung verbothen haben, wenn die junge Heldinn, deren Kämpfe und Siege sie schildern, deren reine, zarte Gefühle sie enthüllen, damahls noch Braut

gewesen wäre. Nun aber konnte mich nichts abhalten, dem Drange meines Herzens zu folgen, und ich bereue es nicht, ihm gefolgt zu haben.

Noch ist es nicht Zeit, dir meinen Lieblingsplan zu offenbaren; allein der Wunsch, von dir bevollmächtigt zu seyn, in der Stille an deinem Glücke zu arbeiten, diesen heißen schwesterlichen Wunsch darf ich dir nicht verbergen. Seine Erfüllung soll dir keinen Kampf, und deinem Vater keine Mitgift kosten. Wenn wir erst hier einheimisch geworden sind, und auf etwas anders, als auf die Einrichtung unserer Wirthschaft, denken können, dann, meine Freundinn! will ich den jetzt abgebrochenen Faden wieder aufnehmen.

Das hiesige Amthaus ist vortrefflich gelegen; steht auf einer Anhöhe, die, als wir uns ihr näherten, eben von den schrägen Strahlen der Abendsonne beleuchtet wurde. Die Thränen traten mir in die Augen, als ich das ehrwürdige, Gothische Gebäude in seiner feyerlichen Majestät zwischen den hohen Linden hervor ragen sah, die es, wie eine Leibwache, umzingeln. Der Schulz und die ganze Gemeinde empfingen uns am Eingange des schönen Dorfes, und ein Paar weiß

gekleidete niedliche Bauermädchen überreichten dem Herrn Amtmann und seiner Schwester beym Aussteigen einen Blumenstrauß. Noch sind wir frey von Einquartierungen, allein morgen oder übermorgen sollen die Vorposten eintreffen. Ich wollte dir nur ein Billett schreiben, meine Agathe, und siehe da! es ist eine Epistel daraus geworden. Ich will dem Fuhrmann einschärfen, daß er sie bey unserm braven Rothe abgeben soll. An deinen Vater trage ich ihm unsere Grüße auf. Ein Paar Runzeln ausgenommen, die bey Tische von Zeit zu Zeit seine Stirn umwölkten, war ich ganz wohl mit seinem Gesichte zufrieden.

Lebe wohl, meine Schwester! ich drücke dich an mein Herz, und mein Bruder küßt dir . . . die Hände, meint er, soll ich sagen, und ich sage: die Wange, diese lichte Atlaß-Wange, die so schön erröthete, wenn er es wagte, dich anzublicken. Er wollte meinen Brief lesen, allein das darf nicht seyn.

Josephine.

Ein und zwanzigster Brief.

Ich schreibe dir, liebe Josephine, mit blutendem Herzen. Euer Fuhrmann sollte mir einen Brief von dir zustellen, und den hat mein Vater aufgefangen. Er und ich waren in der Stube, als der Mensch ankam. Er richtete eure Grüße aus, und während ich ihn ausfragte, gab er mir einen Wink, den mein Vater bemerkt haben muß. Als er seine Pferde versorgt hatte, fragte er Mariannen nach Rothens Wohnung. Das Mädchen zeigte sie ihm unter unserer Hausthür. Er ging hin, kam aber nach einigen Minuten wieder. Es fing schon an zu dämmern.

Kaum war er zurück, so verließ mein Vater die Stube; diesen Augenblick benutzte der Fuhrmann, um mir zu sagen, daß er Rothens kleiner Tochter einen Brief für mich zugestellt habe. Ihn selber traf er nicht an. Nach einer Weile kam auch mein Vater wieder in die Stube, und ließ dem Menschen etwas zu essen bringen. Indem er aß, erzählte er uns, mit der Theilnahme eines guten Herzens, wie freudig der Herr Amtmann von den Schönfeldern empfangen worden. Nach einem Stündchen ging der Mann zu Bette, und verreisete diesen Morgen

mit dem Tage. Mein Vater hatte mir verbothen, aufzustehen, und Mariannen befohlen, ihm sein Morgenbrot zu geben.

Da er den ganzen Vormittag zu Hause blieb, so konnte ich nicht zu Rothe gehen; nach Tische aber, da mein Vater mit einem Fremden im Gespräche war, schlich ich mich davon. Der gute Rothe erblaßte, als er mich erblickte. — Ich kann wahrlich nichts dafür, sagte er. Kaum hatte das Mädchen den Brief empfangen, so kam Ihr Vater, und forderte ihn, in Ihrem Nahmen, ab. Das Unglück war, daß ich gerade nicht daheim seyn mußte.

Wie könnte ich dir beschreiben, was in mir vorging! Mir war, als ob mir eine unsichtbare Hand die Augen öffnete. Mein Vater erschien mir wieder in seiner vormahligen furchtbaren Gestalt; meine aufkeimende Liebe, mein erwachtes Vertrauen gegen ihn, waren verschwunden, und was meine Marter vollkommen macht, ist die Gewalt, die ich von nun an mir anthun muß, um ihm mein Inneres zu verbergen. Als ich wieder herunter kam, fand ich ihn finster und nachdenkend; bald aber zwang er sich eben so sehr, als ich mich zwingen mußte; und er that den ganzen Abend freundlich.

Ich habe das Herz nicht, meinen Brief selber zu bestellen. Marianne, der ich trauen darf, soll ihn morgen früh, ehe mein Vater aufsteht, zu Rothe hintragen. Gütiger Gott! wo wird es mit mir hinkommen, wenn mir mein einziger Trost, meine einzige Stütze, der Rath meiner Freundinn, entrissen wird.

Agathe.

Zwey und zwanzigster Brief.

So eben, meine Josephine, kam Marianne vor mein Bett, um mir zu sagen, daß mein Brief besorgt sey. Sie hat mir die heiligste Treue geschworen, die ich nicht unbelohnt lassen werde; und da man aus unserm Hause alles sehen kann, was bey Rothe aus- und eingeht, so soll sie zu ihren Bestellungen immer die Zeit wählen, wo mein Vater nicht bey der Hand ist. So wäre ich nun, wegen unsers Briefwechsels, wieder ruhig, und, um es noch mehr zu seyn, will ich dir seltener, aber desto längere Briefe, in Form eines Tagebuches, schreiben. Zu einigen Zeilen finde ich immer des Morgens früh ein Viertelstündchen, ohne daß ich fürchten darf, von meinem Vater belauscht zu werden.

So viel für heute.

Dinstags den 12ten.

Allmächtiger, gib mir Kraft!... Ach, meine Josephine! warum bist du nicht bey mir?

Deine Agathe ist nichts mehr; nichts! Das Kind, das an der Hand seiner Mutter vor deiner Thür ein Almosen bettelt, ist mehr, als sie; unglücklicher ist sie, als sie für möglich hielt, es werden zu können, und dennoch will man sie noch unglücklicher, noch weit unglücklicher machen. Aber dieses soll nicht, dieses wird nicht geschehen. Nicht wahr, Josephine, es wird nicht geschehen? Die Vorsehung kann nicht wollen, daß ich an ihr verzweifle; wenn sie mir keinen Ausweg über der Erde bahnt, so wird sie mir einen unter der Erde bahnen.

Vergib mir! du weißt ja noch nichts, und ich rede mit dir, als wüßtest du alles. Ich muß mich wieder auf mein Bett werfen; nein, besser auf meine Knie . . .

Dieses Mittel hat mich gestärkt; ich kann die Feder halten. Ich kann dir schreiben, ohne zu fürchten, von ihm überrascht zu werden. Von ihm . . . welchen Nahmen soll ich hinfort ihm geben?

Freundlicher als noch nie, war er diesen ganzen Morgen. Er leitete ein Gespräch ein über die zerschlagene Verbindung mit Albrecht, über Aussichten, die ich dennoch hätte. Ich will alles thun, sagte er, um dich glücklich zu machen; denn ich habe dich lieb, weit lieber, als du glaubst. — Er gab mir einen Kuß; allein wieder küssen konnte ich ihn nicht. Der geraubte Brief lag wie eine eherne Scheidewand zwischen ihm und mir.

Er schien über meine Kälte etwas betroffen, aber schnell nahm er sich zusammen, faßte mich bey der Hand, und führte mich in die Nebenkammer. Ich folgte ihm mechanisch. — Setze dich, Agathe, ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen. Er setzte sich neben mich, und faßte meine Hand von neuen. Sie zitterte; ich glaubte, er wolle von unserem Briefwechsel mit mir sprechen. Du bist schon lange kein Kind mehr, sagte er; allein eher als jetzt fand ich es nicht nöthig, dir zu sagen, daß du meine Tochter nicht bist.

Ich starrte ihn an, wie ein Blindgeborner, der zum ersten Mahle Menschen sieht. Hätte ein Wort mir das Leben retten sollen, ich hätte es nicht über die Lippen bringen kön-

nen. — Du zweifelst, fuhr er fort; ich will dir alle deine Zweifel benehmen. — Gott! war alles, was ich sagen konnte, aber ein Thränenstrom überschwemmte mein Gesicht. Wärest du meine Tochter, fuhr er fort, so könnte ich dich nicht heirathen, und das will ich. Zu einem reichen, glücklichen Weibe will ich dich machen. — Ich erstarrte; ich war nicht ohnmächtig, aber alle meine Pulse standen still. — Fasse dich, mein Kind, du siehst ja, daß ich es gut mit dir meine. Vielleicht hätte ich dir dein Geheimniß auf immer verborgen, wenn der Tod meiner Frau mir nicht die Freyheit gegeben hätte, dir mehr als Vater zu werden.

Ich schwieg; er schwieg auch, und sah mir mit flammenden Blicken ins Gesicht. Ich suchte mich zitternd von ihm los zu machen. Was zitterst du? sagte er lachend. Es hat wohl eher ein achtzehnjähriges Mädchen einen Achtundvierziger geheirathet, und sich wohl dabey befunden.

Plötzlich ging mir ein Licht auf; ich glaubte mich schon halb gerettet. Wo sind meine Aeltern? rief ich. Ich will zu meinen Aeltern; ihnen allein gehöre ich an; sie allein haben über mich zu gebiethen. — Die mußt du in

der andern Welt suchen, antwortete er höhnisch; deine Mutter starb in Italien im Hospital, und dein Vater . . . im Kriege. Doch, wenn er auch noch lebte, so wäre er dennoch todt für dich; er hat deine Mutter verführt und verlassen.

Hier verlor ich die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mein Gesicht und meine Brust mit kaltem Wasser überschwemmt, er stand vor mir, und schien äußerst unruhig. Komm, ich will dich auf dein Stübchen führen. Lege dich zu Bette, liebes Kind, und halte reinen Mund. Kein Mensch darf wissen, was unter uns vorgegangen ist. — Er faßte mich unter den Armen, und brachte mich halbschwebend die Treppe hinauf. Ich warf mich angekleidet auf mein Bett, und er verließ mich mit den Worten: schlafe ein Stündchen und überlege dann, was ich dir gesagt habe. Wenn du vernünftig bist, so wirst du keine lange Bedenkzeit brauchen.

Ich lag einige Stunden, in denen ich mein ganzes Elend empfand, aber ohne Gedanken finden zu können. Jetzt öffnete man leise meine Thür; er war es. Ich stellte mich schlafend; er blieb einige Augenblicke vor mir ste-

hen, und schlich sich dann wieder davon. Dieser Besuch ließ mich die Gefahr einsehen, die ich laufen würde, wenn ich meine Stube nicht verschlöße. Indem ich sie verschloß, fiel mein Ring mir ins Auge. Er rief mir das Bild meiner Josephine vor die Seele, und ich versuchte es, dir zu schreiben!

Mittwochs den 13ten.

Den ganzen übrigen Tag ließ man mich ruhig; ein Mahl nur kam man an meine Thür, und horchte. Als es anfing zu dämmern, ging ich hinunter, weil ich einen Wagen mit Fremden in den Hof fahren sah. Er begegnete mir ganz unbefangen, als ob gar nichts vorgegangen wäre. Ich machte meine Geschäfte, so gut ich konnte, allein aus meiner Leichenfarbe muß er geschlossen haben, daß ich mich nicht wohl befände. Er schickte mich zeitig zu Bette; ich brachte die halbe Nacht wachend zu. Alle Schreckbilder meiner Lage schwebten mir vor Augen. Beschließen konnte ich nichts, als was ich in der ersten Secunde beschlossen hatte: Lieber zu sterben, als . . . Ich konnte den schauderhaften Gedanken nicht ausdenken, aber bethen konnte ich, bethen, wie

ich noch nie gebethet habe. Ich ward ruhiger, und sank in einen sanften Schlummer.

Da erschien mir eine weibliche Gestalt, in ein weißes Gewand, wie in eine lichte Schneewolke, gehüllt; sie trat zu mir; lächelte mit der Huld eines Engels mich an, und flisterte mir ganz deutlich die Worte zu: Sey standhaft! du bist keine Waise. — Mutter! rief ich, und stürzte ihr entgegen. Ich umfaßte einen Schatten, und erwachte.

Was war das, meine Josephine? Ich will mich nicht täuschen; gewiß ist, daß ich schlief. Aber können uns denn die Vollendeten nicht auch im Traume erscheinen? Ich nannte sie Mutter, und gleichwohl hatte sie nicht einen Zug von der Verstorbenen, die ich für meine Mutter hielt. O, wahrlich, Josephine! es war der Geist der Unglücklichen, die mir das Leben gab. Sie wurde herab gesandt, ihr trostloses Kind zu trösten, und sie hat es getröstet. »Du bist keine Waise!" Dieses Wort, im Nahmen des Allmächtigen gesprochen, bewaffnet mich mit unerschütterlichem Muthe. Ich fürchte nichts mehr; nichts, gar nichts! du sollst es gleich hören.

Die Fremden verreiseten ziemlich spät. Ich half sie abfertigen. Nun war ich mit ihm allein. Ich saß auf eben der Stelle, wo ich gestern Todesangst litt. Nun, mein Kind, hast du über meine Eröffnung nachgedacht? ich habe dir einen ganzen Abend Zeit dazu gelassen.

Ich erwiederte gefaßt: vor allen Dingen muß ich wissen, wer ich bin. — Diese Antwort verstand er unrecht. Meine Absicht war, ihm einen nähern Aufschluß über meine Geburt abzulocken. Er meinte, daß ich seiner Aussage mißtraute — Denkst du denn, rief er, ich hätte Lust, mir den Kopf abschlagen zu lassen? Und das würde mir geschehen, wenn ich nicht sonnenklar beweisen könnte, daß du meine Tochter nicht bist; dafür laß mich sorgen. Am Tage vor unserem Aufgebothe, aber eher nicht, sollst du alles erfahren; das schwöre ich dir.

Und ich schwöre, daß der Mann, den ich bisher für meinen Vater hielt, stets die Gesinnungen eines dankbaren Kindes bey mir finden, aber nie, nie mein Gatte werden soll. Ich hatte mich aufgerichtet, indem ich diese Worte sprach, und ich sprach sie mit ernster,

feyerlicher Stimme; denn in diesem Augenblicke glaubte ich die weiße Traumgestalt wieder vor mir zu sehen.

Der Mann stutzte; diesen Muth hatte er nicht erwartet; er faßte sich aber bald. Aus was für einem Buche hast du den Spruch gelernt? Ich will dich nicht beym Worte nehmen. Ob es dir gleich nicht schwer fallen sollte, zu wählen, ob du mein Weib oder eine Bettlerinn seyn willst, so will ich dir doch noch zwey Tage Bedenkzeit lassen; alsdann aber muß ich wissen, woran ich bin.

Ich wollte ihn, durch meine wiederhohlte Weigerung, jetzt nicht erbittern, und verließ ihn, ohne zu antworten. In mein Stübchen verschlossen, versuchte ich meinen Brief fortzusetzen. Vieles wirst du nur errathen müssen, doch, du wirst alle Zeit dazu haben. Wer weiß, wenn ich dir wieder schreiben werde!

Um Mitternacht.

Mein Entschluß ist gefaßt; ich werde mich den ganzen Tag krank stellen, und in der künftigen Nacht entfliehen. Wohin? — wohin anders, als nach Grüningen, zu meinen Pflegeältern? Diese müssen mir rathen, und

meine ferneren Schritte leiten. Wenn mein Verfolger erwacht, bin ich schon weit von hier, und brauche keine zwey Tage, um meine Freystätte zu erreichen.

Donnerstags den 14. Abends.

Meine List ist gelungen. Ich blieb diesen Morgen im Bette, und trug Mariannen auf, ihm zu sagen, daß ich nicht hinunter kommen könne, weil mir nicht wohl sey. O, ich log nicht! Ich hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Nach einer Stunde kam er zu mir, und, es sey nun Mißtrauen oder Sorgsamkeit, er brachte den Wundarzt mit. Die Angst über diese Erscheinung muß auf meinen Puls gewirkt haben, denn der Chirurgus fand ihn schwach und fieberhaft; er verordnete mir Limonade, und kündigte mir auf Morgen einen Manna-Trank an. Ich hoffe, sagte ich, daß ich ihn nicht brauchen werde.

Marianne bekam Befehl, bey mir zu wachen. Ein neuer Schrecken. Ich behielt sie bis nach Mitternacht bey mir, dann schickte ich sie zu Bette. Es bleibt mir eben noch Zeit, mein Tagebuch zu schließen, das ich auf die nächste Post legen werde.

Ich bin reisefertig. Meine Brieftasche und mein lieber, schöner Kempis ist alles, was ich mit mir forttrage. Der Wächter ruft zwey Uhr; dieses ist meine Stunde. Wo bist du, Engel meines Traumes? Gehe du mir voran in deiner Wolkensäule.

Lebe wohl, meine Schwester! Bethe, o bethe, für deine Agathe!

Drey und zwanzigster Brief.

Sey mir gegrüßt, meine Agathe, im Asyl der Freundschaft! Vor einer Stunde erhielten wir dein Tagebuch, das uns eben so viele Schauer als Thränen auspreßte. Kein Wort weiter von seinem Inhalte! Fern sey es von mir, durch einen Rückblick auf die schrecklichen Bilder, den Frieden zu stören, den du in den Armen deiner Pflegeältern gefunden haben wirst. Meiner Rechnung nach mußt du gestern Abends bey ihnen angelangt seyn.

Heute bereuete ich es zum ersten Mahle, daß ich Grüningen verlassen habe; doch wir werden nicht immer getrennt seyn. Sind wir nur erst der lästigen Einquartierung los, so

muß, so will mein guter Carl mich in deine Arme führen. O, wärest du doch zu uns geflohen! auch hier hättest du Schutz und Rath gefunden. Doch ich fühle, ich ehre die Gründe, die dich anders bestimmt haben. Du wolltest deinem Verfolger auch nicht den entferntesten Anlaß zur Verleumdung geben.

Ich vergaß dir zu sagen, daß auch dein vorletzter Brief mir richtig zugekommen ist. Vielleicht ist der meinige, den der Nichtswürdige auffing, Schuld, daß er die Maske um einige Tage früher abnahm. Einige Ausdrücke desselben mußten ihn einen Plan argwöhnen lassen, welcher den seinigen durchkreuzte. Schon in der Todesstunde seiner Gattinn mag er dich zu ihrer Nachfolgerinn bestimmt haben. Darum hinderte er sie, ihr letztes Wort mit dir zu sprechen, das vielleicht eine Offenbarung gewesen wäre; darum wollte er dich so hartnäckig von ihrem Sterbebette entfernen; darum zerriß er die Heirath mit Albrechten; darum spielte er den Freundlichen, den Gefälligen, den Freygebigen.

Freue dich, meine Schwester, daß du den Elenden nicht mehr Vater nennen darfst. Denn wärest du auch seine Tochter geblieben, so wür-

de Unglück dein Loos gewesen seyn; er würde dich dem Wenigstbiethenden verkauft haben. So bist du zwar eine Waise, aber frey, und wer meine Agathe nicht ohne Mitgift heirathen will, der ist ihrer nicht werth.

Ich werde jede Minute zählen, bis ich das Blatt erhalte, das mir deine Ankunft in Grüningen ankündigt. Ganz und ewig deine

Josephine.

Vier und zwanzigster Brief.

Den 15.

»Du bist keine Waise!" sagte die Erscheinung, und sagte wahr. Kein Bild meiner Fantasie, auch kein Schatten aus dem Todtenreiche war es; nein, meine Josephine! es war meine Mutter, meine wahre Mutter. Sie lebt, ich habe sie gefunden, und welche Mutter! meine Freundinn, welche Mutter! und in welchem Augenblicke fand ich sie! O, ich bin seit gestern das glücklichste unter den Geschöpfen des Allbeglückers! So bald ich meinen Gedanken und Gefühlen Worte geben kann, sollst du

alles erfahren. Jetzt nur dieses Blättchen, um dich über mein Schicksal zu beruhigen. Lebe wohl, meine Schwester, und wie du deine Agathe geliebt hast, so liebe hinfort deine Leopoldine. Meine Adresse ist: bey Madame Lindner in Thalheim.

Fünf und zwanzigster Brief.

Unmöglich, meine Freundinn, kann deine Ungeduld, die Wunder meiner Verwandelung zu erfahren, größer seyn, als die meinige, sie dir zu erzählen. Allein eher als heute konnte ich's nicht versuchen. Schon zwey Mahl setzte ich die Feder an, und sprang wieder von meinem Stuhle auf in die Arme der Göttlichen! O, meine Freundinn! welche Wollust ist es, am Herzen einer Mutter zu ruhen, und ihre Freudenthränen aufzuküssen! Ich muß mich oft in ihre Arme werfen, um mich zu überzeugen, daß ich wache.

Guter Gott! hätte ich mein Glück ahnden können, als ich mit klopfendem Herzen verwichenen Freytag mein Stübchen verließ, um meinem Verfolger zu entfliehen. Ich erbebte

vor meinem eigenen Fußtritt. Als ich an der Küche vorbey schlich, hörte ich das Girren eines Heimchens, und glaubte mich verrathen. Ich flog über den Hof. Sultan stürmte bellend auf mich zu. Ich nannte ihn leise bey seinem Nahmen, und er erkannte mich. Er machte mir seine gewöhnlichen Liebkosungen; ich reichte ihm das Brot hin, das ich zu mir gesteckt hatte; er nahm es nicht an, und leckte mir die Hand. Ich weinte. Warum sollte ich mich schämen, es dir zu sagen? Ich küßte das gute Thier, das mich meiner Reisezehrung nicht berauben wollte. Er begleitete mich bis an die Hinterthür des Gartens, und ich entschlüpfte glücklich auf den Fußpfad, der nach der Straße führt. Es war mondhell; ich eilte, was ich konnte, um vor dem Anbruche des Tages einen Vorsprung von einigen Stunden zu gewinnen. Jedes Lüftchen, das in den Bäumen rauschte, oder die vollen Aehren hin und her wiegte, beflügelte meine Schritte. Es fing an zu tagen, als ich den Wald erreichte, der mir den Kirchthurm von Sundheim aus den Augen rückte.

Gleich, als ob ich nun selber unsichtbar geworden wäre, ging ich unbesorgter und langsamer meine Straße, und ergetzte mich am Mor-

gengesange der Vögel, der mir von allen Bäumen entgegen schallte. Doch bald ward ich in meinem Vergnügen gestört; ich sah von weiten einen Karren mir entgegen kommen, auf dem eine Weibsperson saß. Ich drückte meinen Strohhut tief in die Augen, und setzte meinen Weg fort. Kaum war ich hundert Schritte weiter, so rief das Weib von dem Karren mir zu: Ey, sieh da! Jungfer Agathe! wohin so früh? — Schaudernd erkannte ich die Stimme unserer Köhlerinn. Ich war entdeckt, und konnte ihr nicht mehr ausweichen. Ich stand einen Augenblick still, um Muth zu sammeln. Indessen kam sie näher. Ich ging frisch auf sie zu, und both ihr einen guten Morgen. Sie wiederhohlte ihre Frage. Ich habe, erwiederte ich, ein Geschäft im nächsten Dorfe. — O, da hat Sie noch eine gute Stunde zu gehen. Es ist doch nicht hübsch von Ihrem Vater, daß er Sie so allein und zu Fuße reisen läßt. Weiß Sie nicht, braucht er Kohlen? Ich glaube es nicht, war meine Antwort. Ich will im Vorbeygehen anfragen, sagte sie, und verfolgte ihre Straße.

Nun war ich verrathen. In drey bis vier Stunden konnte er mich einhohlen. Bisher hat-

te ich gehofft, daß er mich eher auf dem Wege nach Schönfeld aufsuchen würde. Ich lief, was ich konnte, um das Dorf zu erreichen, wo ich ein Fuhrwerk zu miethen gedachte. Ein kalter Angstschweiß rieselte mir von der Stirn. Nach einer halben Stunde war ich von Schrecken und Müdigkeit so erschöpft, daß ich mich am Ausgange des Waldes unter einen Baum niederwarf, und mein Brot hervor langte. Als ich es verzehrt hatte, versuchte ich mehrmahls, mich aufzurichten. Es war mir unmöglich. Ich hob meine Hände gen Himmel, und zerfloß in Thränen. Wie lange ich in diesem peinlichen Zustande hinbrütete, weiß ich nicht. Jede Minute schien mir eine Stunde. Endlich ward ich durch einen heran rollenden Wagen aus meiner Betäubung aufgeschreckt. So wenig es möglich war, so glaubte ich dennoch, es sey mein Verfolger. Ich kroch hinter einen Busch, und befahl mich dem Allmächtigen.

Jetzt fuhr der Wagen vorüber. Es war eine leere Post-Calesche. Halt! halt! rief ich dem Postillon zu, indem ich mich mit meiner letzten Kraft aufrecht hob. Der Mensch hielt still; ich taumelte zu ihm hin, und both ihm einen

Gulden an, wenn er mich aufnehmen wollte. Ich dachte nicht einmahl daran, ihn zu fragen, wo sein Weg hinginge. Meinetwegen! sagte er, und half mir einsteigen. Er fuhr so wacker zu, als ob er gewußt hätte, daß eine Flüchtige ihm ihr Schicksal anvertraute. Ich hielt mich für gerettet. Mein Herz zerschmolz im süßesten Dankgefühle gegen die Vorsehung.

Wo wollen Sie denn hin? fragte endlich der Postillon, der sich bisher einige Mahle schweigend nach mir umgesehen hatte. — Nach Grüningen. — Nun so können Sie immer eine Meile, bis an die Wegscheide, mit mir fahren. — Gut! mein Freund! Ich bezahlte ihn voraus, und knüpfte von Zeit zu Zeit ein kleines Gespräch mit ihm an. So erfuhr ich, daß noch denselben Abend die Briefpost nach D...n bey seiner Station vorbey kommen würde. Ich empfahl ihm mein Tagebuch, und begleitete es mit einem so guten Trinkgelde, daß ich an der richtigen Bestellung nicht zweifeln darf.

Ich hatte nun wieder Kräfte gesammelt, und setzte meine Wanderung leichten Fußes fort. Mein Vorsatz war, im Flecken Thalheim meinen aufgewachten Hunger zu stillen. Schon hatte ich den Ort im Gesichte, als ein ent-

ferntes Getöse mich bewog, zurück zu sehen. Ich erblickte eine Carriole, die mit der Schnelligkeit des Blitzes heran jagte. Eine fürchterliche Ahndung beschleunigte meine Schritte. Ich sah mich noch ein Mahl um, und erkannte meinen Verfolger, der mit wüthender Gewalt auf seine Pferde los peitschte. Ich war noch funfzig Schritt von einem Hause, das in einer kleinen Entfernung von dem Flecken liegt. Ich flog voll Verzweiflung darauf zu, und klopfte mit lautem Geschreye mächtig an die Thür. Die Carriole hatte das Haus erreicht, als die Thür aufging, und eine Gestalt in weißer Kleidung vor mir stand. Kaum erblickte sie mein Verfolger, der eben aus der Carriole springen wollte, so warf er sich auf seinen Sitz zurück, lenkte um, und jagte spornstreichs davon.

Ich lag zu den Füßen meiner Retterinn, und hielt ihre Knie umklammert. Stehen Sie auf, mein Kind, sagte sie mit sanfter, mitleidiger Stimme, indem sie mich aufrichtete. Ich sank in ihre Arme. Sie führte mich in ein nahe gelegenes Zimmer, auf ein Canapeh. Ich sank in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, sah ich sie vor mir stehen; ihr Gesicht war blendend weiß, ohne einige Farbe; unaussprechli-

che Güte strahlte aus ihrem Blicke. So erscheint der Engel des Friedens am Sterbebette des Gerechten. Eine Magd brachte eine Brühe, die sie ihr abnahm, und mir darreichte. Ich fühlte mich gestärkt, und der erste Gebrauch meiner Stärke war, daß ich mich ihr noch ein Mahl zu Füßen warf: O, Sie! wie soll ich Sie nennen? Abgeordnete des Himmels! rief ich; Sie haben mir mehr als mein Leben gerettet. — Sie faßte mich in ihre Arme, und setzte sich neben mich. — Beruhigen Sie sich, liebes Kind, sagte sie; und erst, wenn Sie es ohne Gemüthserschütterung thun können, erzählen Sie mir von Ihrem Schicksale, was ich wissen darf. Ich lasse Sie nicht von mir, bis Sie sich gänzlich erhohlt haben. — Ich nahm, oder vielmehr ich stahl ihre Hände, und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Ich konnte nicht sprechen, aber ich erhob meine Seele in der Stille zu dem, der mir seinen Engel gesandt hatte.

Sie überließ mich meinen Gefühlen. Aber von Zeit zu Zeit heftete sie einen seelenvollen Blick auf mich, der mein Innerstes durchdrang, und ich bemerkte, daß sie dann einen aufsteigenden Seufzer unterdrückte. Indessen ward es

Mittag. Ich mußte mich mit ihr zu Tische setzen; ich fühlte mich so gestärkt, daß ich glaubte, meine Wallfahrt fortsetzen zu können. Ich eröffnete ihr mein Vorhaben; sie bath mich, diesen Tag noch bey ihr zu bleiben; ich bedürfe, sagte sie, noch der Ruhe, und zu dem hätte ich sie einigen Aufschluß über die Begebenheit, die uns wundervoll zusammen führte, hoffen lassen. — Den kann ich Ihnen mit wenigen Worten geben, erwiederte ich. Ich bin eine Waise; der Mann, der mich jetzt verfolgte, hatte mich aufgenommen. Seit dem Tode seiner Gattinn verlangte er mehr von mir, als kindliche Dankbarkeit; er verlangte meine Hand, die mein Herz ihm versagte. Meine Weigerung brachte ihn auf, und nichts als die Flucht konnte mich vor seinen Verfolgungen retten.

Du siehst, meine Josephine, daß ich zwar die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit, sagte. Nicht aus Mißtrauen verschwieg ich sie, aber ich fürchtete, in den Augen meines Schutzengels als eine Abenteuerinn zu erscheinen. Sie blickte mir liebreich ins Auge. — Ist etwa das Herz, das ihm die Hand verweigerte, nicht mehr frey? So frey, versetzte ich, daß, wenn ich keine Freunde hätte, mein

einziges Verlangen ein Kloster seyn würde, so wenig ich in glücklicheren Tagen Beruf dazu fühlte.

Wir standen vom Tische auf. Nun erst sah ich mich in der heitern, reinlichen Stube um; sie war mit mehreren vortrefflichen Miniatur-Gemählden ausgeziert, die ich eines nach dem andern betrachtete. Sie sind eine Liebhaberinn von Gemählden, sagte ich?

Eine leidenschaftliche Liebhaberinn, antwortete sie, und oft gar eine Mahlerinn.

Plötzlich fiel mir mein Kempis ein. Du erinnerst dich, meine Freundinn, des Bildes der knienden Andacht, das auf die eine Außenseite der lackirten Decke gemahlt ist, und des Nahmenszuges A. L., der, mit einem Blumengewinde umschlungen, die andere ausfüllt. Dein Oheim nannte das Gemählde ein Meisterstück. Dieses Büchelichen, dachte ich, kann ihr vielleicht Vergnügen machen. Ich zog es hastig aus der Tasche. O, so erlauben Sie mir, rief ich, Ihnen ein kleines Denkmahl meiner Dankbarkeit zu hinterlassen.

Sie öffnete das Futteral. Plötzlich überstrahlte ein glühendes Roth ihr blasses Gesicht.

Wo haben Sie das Buch her? rief sie hastig; es war mein! — Ich erschrak. Von meiner Mutter, sagte ich in der Verwirrung.

Wo ist sie? wie heißt sie? — Alle ihre Muskeln zuckten.

Sie ist todt. Ihr Nahme steht auf der Decke Agathe Leonhard.

Leonhard! Leonhard! Ha, der Barbar! wo finde ich ihn? — Der heftigste Unwille mahlte sich in ihren Zügen.

Er wohnt in Sundheim. Wir haben ihn gesehen. Es ist eben der Mann, aus dessen Händen Sie mich gerettet haben.

Plötzlich fiel sie mir um den Hals, und preßte mich mit krampfhafter Gewalt an ihren Busen: ach, mein Kind! mein wiedergefundenes Kind! Zahllose, feurige Küsse begleiteten ihre Worte.

Ich lag unbeweglich in ihren Armen. Ein Gefühl, das ich Schrecken nennen muß, hatte mich versteinert. Ich glaubte, sie rede irre, und duldete ihre Liebkosungen; ohne sie zu erwiedern. Nun bemerkte sie meine scheinbare Kälte. Ihre Arme erschlafften, ohne mich frey zu lassen.

O, so küsse doch deine Mutter! Soll sie auch am Busen ihres Kindes unglücklich seyn?

Ein Thränenstrom überschwemmte ihre Wangen; er schmolz mein erstarrtes Herz. Der Nahme Mutter ertönte wie die Stimme des Todtenweckers in meinem Busen. Ich umschlang sie mit meinen zitternden Armen. Ich sog ihre Thränen von ihren heißen Wangen; ich klebte meine Lippen auf ihren Mund. Lange dauerte diese stumme Entzückung, wofür die Erde keinen Nahmen hat. Die Schläge unserer Herzen ersetzten uns die Sprache.

Mutter! war das erste Wort, das meine Zunge wieder stammeln konnte. Sie fiel auf ihre Knie. Dank sey dir, rief sie, mit gen Himmel erhobenen Händen, daß du mich noch hiernieden es hören ließest, dieses bittersüße, heilige Wort! Zum ersten Mahle höre ich es aus dem Munde meines Kindes, Gott! meines Kindes! Sie sprang auf, und stürzte sich von neuen in meine Arme. Ach! meine Tochter, meine Leopoldine!

Bey dem Nahmen Leopoldine bebte ich zurück. Der Himmel verschloß sich wieder vor meinen Augen; ich wurde neuerdings eine Waise. Leopoldine! sagte ich laut weinend;

ach! ich heiße nicht Leopoldine. Ich heiße Agathe.

Sie erstarrte. Todesbläße überzog ihr Gesicht; doch schnell überströmte die Farbe der Freude ihre Wangen wieder: du bist meine Leopoldine, rief sie frohlockend. Der Betrieger hat dir den Nahmen seines Weibes gegeben, um sein Bubenstück desto besser zu verbergen. O, gewiß hat er mich erkannt, sonst hätte er seine Beute nicht in dem Augenblicke fahren lassen, da er im Begriffe war, sich ihrer zu bemächtigen. Ja! ja! du bist meine Leopoldine. Keine Gewalt, weder der Erde noch der Hölle, soll dich mir streitig machen.

Als ob sie mich zum zweyten Mahle wieder gefunden hätte, umschlang sie mich nun von neuen, und ich, mein Gesicht in ihren Busen verbergend, wiederhohlte den süßesten aller Nahmen mit neuem Entzücken. Du bist keine Waise, so ertönte die himmlische Stimme wieder in meiner Seele. Alles ward Licht um mich her, und ich glaubte das Unbegreifliche meiner Verwandelung so fest, wie ich das Unbegreifliche der Religion glaube.

Von ungefähr erblickte ich das Werkzeug der Vorsehung, meinen Kempis, der meiner Mutter entfallen war. Ich hob ihn von der Erde auf, und drückte ihn an meinen Mund, an mein Herz. Das Gemählde ist von meiner Hand, sagte sie, und der Nahme ist mein Nahme: Auguste Lindner.

Nun fiel mir ein, daß meine vermeinte Mutter, als sie mir das Büchelchen schenkte, mir ernstlich einschärfte, es ja vor dem Vater nicht sehen zu lassen. Auch dieser kleine Umstand befestigte meine Ueberzeugung.

Genug, meine Josephine! mehr als genug, um dein Schwesterherz mit neuer Wonne zu berauschen. Bedenke, wie viele Stunden ich der Hochgeliebten zu ersetzen habe!

Aber was Agathe dir war, das bleibt dir auf ewig

Leopoldine.

Sechs und zwanzigster Brief.

Mit Freudenthränen, meine Freundinn! habe ich die Blätter gelesen, die mir dein wunderbares Schicksal erzählen. Wie könnte ich

sie anders beantworten, als mit Freudenthränen? O warum können sie nicht, anstatt auf dieses Blatt zu fließen, auf deinen Busen und auf die Hand des Schutzengels fallen, dem meine Agathe so werth ist, durch das heiligste aller Bande anzugehören; meine Agathe.. zum letzten Mahle gebe ich dir diesen Nahmen, der mir so lieb war, um ihn künftig mit einem andern zu vertauschen, der mir bereits eben so lieb geworden ist.

Mein guter Oheim hatte wohl recht, als er einst sagte: das Leben eines jeden Menschen würde einer Epopee gleichen, wenn ihm die unsichtbaren Kräfte sichtbar wären, die dem beweglichen Gemählde zur Maschinerie dienen. Jede Seite deiner Geschichte war mir eine himmlische Offenbarung. Noch hast du mir die mystische Rolle nicht ganz entfaltet, und du kannst die Begierde errathen, womit ich die Fortsetzung erwarte. Das Fragment, das ich besitze, habe ich abgeschrieben, und gestern nach Grüningen gesandt. In diesen Tagen der Unruhe, da die Kriegsflamme uns immer näher kommt, hätte ich es nicht gewagt, das Original der Post anzuvertrauen.

Auch ich, meine Freundinn, beginne eine neue Periode meiner Lebensgeschichte; aber noch fürchte ich mich, dir zu entdecken, was ich mir selbst verbergen möchte. Die Ruhe meines Herzens ist in Gefahr; der Himmel verleihe mir deinen Heldenmuth, um sie zu vertheidigen. O warum bin ich nicht in Grüningen geblieben! Dort würde ich dir nun weit näher, als hier, und sicher seyn vor dem Sturme, der mich bedroht. Lebe wohl, meine Schwester, meine Leopoldine! Nie, o das fühle ich, nie war ich so sehr, wie jetzt, deine Josephine.

Sieben und zwanzigster Brief.

Wohl habe ich dir noch viel zu erzählen, noch viel zu entfalten von der mystischen Rolle, und ich werde es ohne Zurückhaltung thun, wenn gleich meine Josephine, zum ersten Mahle in ihrem Leben, ein Geheimniß hat für die Schwester ihrer Seele. Um die Stunde, die ich dir weihe, meiner Mutter nicht zu entziehen, bin ich mit der Sonne aufgestanden. Sie kennt meine Josephine schon, sie liebt sie, und auch für meine Aeltern in Grüningen theilt ihr dank-

bares Herz meine Gefühle. Ich höre sie die Thür des Gärtchens öffnen, das unsere liebliche Wohnung zu einem kleinen Feenschlosse macht. Ich muß sie belauschen. — — —

Mit langsam feyerlichen Schritten wandelte sie im Glanze der hervor gehenden Sonne, der ihr Antlitz verklärte; ihre Augen waren gen Himmel gerichtet, ihre Lippen bewegten sich nicht. Sie bethete in der Sprache der Unsterblichen. O, gewiß bethete sie für ihr Kind. Ich habe sie nun wieder mit forschendem Auge betrachtet. Lächle nicht, meine Josephine, wenn ich in ihrem Gesichte die Züge des Traumbildes wieder zu finden glaube, das mich zu dem großen Schritte stärkte, der mich in ihre Arme führte. Magst du mich doch für eine Schwärmerinn halten! Die Schwärmerinn, die in der Entzückung ihrer Andacht den Himmel offen sieht, ist selig in ihrer Täuschung. Seliger als sie, finde ich auf der Erde, was sie nur jenseits der Sterne findet.

Meine geliebte Mutter hofft dem edlen Führer meiner Jugend mündlich zu danken, so bald ein Plan ausgeführt seyn wird, den sie mit ihrem Freunde entworfen hat, dem ein-

zigen, den sie hier besitzt, der ihr aber jede andere Verbindung entbehrlich macht.

Heliodor, so heißt dieser Freund, ist ein ehrwürdiger Priester aus dem hiesigen Franciscaner-Kloster; er hat die Hälfte seines Lebens im Getümmel der Welt zugebracht, und sich in eine Zelle geflüchtet, um von seiner beschwerlichen Pilgrimschaft auszuruhen. Diesem Manne verdanke ich die Aussöhnung mit meinem Schicksale, sagte meine Mutter, indem sie mich dem staunenden Greise, als ihre wieder gefundene Tochter, entgegen führte. Er, der Vertraute meines Kummers, sah oft meine Thränen um dich fließen; es gelang ihm, sie abzutrocknen, aber nicht ihre Quelle zu verstopfen.

Der Patriarch küßte [illegible] e Stirn; schweigend sah er mein [illegible] mich wechselsweise an. Als er [illegible] olle Beo[illegible] heit vernommen h[illegible] nur Hand unver[illegible] nbar[illegible] Gattinn ni[illegible] als [illegible] sie lange [illegible] [illegible] nei- nen [illegible] ublicke [illegible] haben;

desto weniger wird er dem Geständnisse der Wahrheit ausweichen können. Ehe man ihn dazu zwingt, muß man den Weg der Güte versuchen, und ich erbiethe mich, diesen Versuch anzustellen.

Als er uns verlassen hatte, faßte meine gute Mutter mich in die Arme; ihre Augen schwollen von Thränen, ihre Stimme zitterte. Es ist Zeit, mein Kind, daß ich dich mit meinen eigenen Begebenheiten bekannt mache. Du wurdest mit deiner Mutter das Opfer ihrer Verirrung. Möge der Schmerz, vor ihrem Kinde erröthen zu müssen, ihre letzte Strafe, und ihr Unglück dir eine warnende Lehre seyn.

Erlaß mir, Freundinn, die Marter, dir [illegible] eigenen Worte zu wiederhohlen, die oft [illegible] ihre Thränen und durch meine Seufzer [illegible] wurden. Auguste war die Tochter [illegible]-Beamten zu Wien. Ihre Mutter [illegible]n gebürtig, ward ihr in ihrem [illegible] entrissen. Ihr Vater hatte we[illegible]n; gleichwohl sparte er nichts an [illegible]ung. Man gab ihr Talente, aber [illegible]sätze; man lehrte sie glänzen, ohne [illegible] ihr Herz zu bilden. Ihre [illegible]ser [illegible] die erwar-

benen erhöht, sollten einst ihr Glück machen. Sie zeigte eine vorzügliche Anlage zum Zeichnen; ihr Vater hielt ihr den geschicktesten Meister, und sie machte seinem Unterrichte Ehre. Von der Reißfeder griff sie zum Pinsel. Daß sie auch darin Meisterinn wurde, beweisen die Gemählde, die jedes Zimmer ihres Häuschens zieren.

Sie hatte ihr sechzehntes Jahr zurück gelegt, als ihr Vater starb; er hinterließ mehrere Schulden; nach deren Abzahlung seiner Tochter nichts als einige Mobilien übrig blieben. Da sie in Wien keine Verwandten hatte, so ward ein College ihres Vaters ihr Vormund. Dieser nahm sie unter der Bedingung zu sich, daß sie seine kleine Tochter im Zeichnen unterrichten sollte. Auguste that es, zugleich aber faßte sie den Entschluß, sich durch ihr Talent einen unabhängigen Unterhalt zu verschaffen. Sie versuchte, Porträte zu mahlen; in weniger als zwey Jahren bekam sie mehr Arbeit, als sie fördern konnte, und es gehörte mit zum guten Tone, sich von der jungen Künstlerinn mahlen zu lassen.

Dieses Gewerb knüpfte ihre Bekanntschaft mit einem jungen kaiserlichen Officier, Nah-

mens Bonaldi, aus dem Veronesischen, an. Auguste bezauberte ihn, allein ihr Sieg kostete sie ihre eigene Freyheit; dennoch widerstand sie seinen Sophismen und dem Hange ihres unerfahrenen Herzens, bis er ihr aus Familien-Rücksichten, wie er sagte, eine Gewissensheirath vorschlug, die er im ersten günstigen Augenblicke förmlich bestätigen wollte. Dieser Antrag machte sie wanken; sie eröffnete ihn ihrem Vormunde; dieser, leichtsinnig oder bestochen, billigte den Vorschlag, und ließ sich nebst einem Lohnlackey, (es war Leonhard, der im nähmlichen Hause wohnte,) sogar als Zeugen gebrauchen. Man ging mit Tagesanbruch in eine abgelegene Kirche. Das Brautpaar kniete vor dem Altare nieder, und gelobte sich eine unverbrüchliche Treue.

Zwey Jahre lang genoß Auguste das volle Glück einer Liebe, die sie für rechtmäßig hielt. Ich wurde geboren, und nach dem Nahmen meines Vaters, Leopoldine, genannt. Im dritten Jahre empfing Bonaldi einen Brief, der ihm den Tod seines Vaters und zugleich die Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Verona ankündigte. Auguste widersetzte sich dieser Reise um so weniger, als Bonaldi sie ihr als

das Mittel vorstellte, die öffentliche Anerkennung ihrer Ehe zu beschleunigen. Seine ersten Briefe athmeten lauter Zärtlichkeit. Nach und nach wurden sie sparsamer und kälter, der letzte lautete: wichtige Gründe hätten ihn vermocht, den kaiserlichen Dienst zu verlassen, und einen Antrag einzugeben, neben welchem seine bisherigen Verhältnisse mit meiner Mutter nicht bestehen könnten. Seinen Brief begleitete ein Wechsel von hundert Ducaten, und das Versprechen, ihr jährlich diese nähmliche Summe für ihren und ihres Kindes Unterhalt zu übermachen.

Die Schreckenspost brachte meine Mutter an den Rand des Grabes; doch sie war zu größeren Leiden aufbehalten. Kaum hatte sie das Bett verlassen, so beschloß sie den Treulosen aufzusuchen, und ihn an seine Eidschwüre zu erinnern. Leonhard ward ihr Begleiter, und ich blieb, ein schwächliches Kind von funfzehn Monathen, der Pflege seines Weibes überlassen. Die Unglückliche erreichte Verona, wenige Wochen, nachdem Bonaldi sich mit einer reichen Erbinn aus dieser Stadt verbunden hatte. Auguste schrieb ihm. Die Verzweiflung der Gattinn und der Mutter leitete ihre

Feder. Leonhard überbrachte den Brief, der unbeantwortet blieb. Meine arme Mutter versank in eine dumpfe Melancholie, die nach wenig Tagen bis zum Wahnsinne stieg. Wahrscheinlich wurde Bonaldi durch Leonhard von ihrem Zustande benachrichtigt. Der Treulose hatte doch noch die Menschlichkeit, sie in das Irrenhaus zu Verona bringen zu lassen, und ein anständiges Jahrgeld für ihre Verpflegung auszusetzen.

Mehr als drey Jahre blieb sie in dieser schauervollen Lage. Der Arzt des Hauses, ein edler, mitleidsvoller Mann, behandelte sie mit besonderer Sorgfalt. Allmählich kehrte ihre Vernunft zurück, und mit ihr das Andenken ihres Kindes. Der Arzt suchte es zu benutzen, um ihre gänzliche Herstellung zu bewirken. Bonaldi war für sie verloren, und sie erlangte die Kraft, ihn zu verachten.

Sie eilte nach Wien, um ihr Kind aufzusuchen. Ihr Vormund war todt, und von Leonhard konnte sie nur so viel erfahren, daß er kurz nach seiner Rückkunft aus Italien mit seinem Weibe diese Stadt verlassen, und sich nach München gewandt hätte. Man braucht nicht Mutter zu seyn, um sich einen Begriff

von Augustens neuen Martern zu machen. Von Furcht und Hoffnung getrieben, flog sie nach München. Auch hier waren ihre Nachforschungen vergebens. Ihre Reisen hatten alle ihre Hülfsquellen erschöpft; sie suchte ihr Talent hervor, und erwarb in kurzen weit mehr, als ihr täglicher Unterhalt und ihre eingezogene Lebensart erforderten.

Wien hatte ein zu peinliches Andenken bey ihr hinterlassen, als daß sie hätte wünschen können, dahin zurück zu kehren. Doch unterhielt sie einen Briefwechsel mit ihrem ehemahligen Hauswirthe, der die Erkundigungen nach Leonhard von Zeit zu Zeit, aber immer fruchtlos, erneuerte. Länger als zwölf Jahre blieb sie in München unter ihrem Familien-Nahmen Lindner, dem sie am Ende noch ein ganz unerwartetes Glück verdanken sollte. Er brachte sie zufälliger Weise mit der Witwe eines Baierischen Officiers in Bekanntschaft, die in Thalheim wohnte, sich aber bey dem ersten Einfalle der Franzosen nach München geflüchtet hatte. In ihr entdeckte sie eine Tante, die einzige Schwester ihrer Mutter, deren Daseyn ihr kaum bekannt war, weil die Familie schon vor vielen Jahren durch das Schicksal

getrennt wurde. Diese Tante hatte keine Kinder; sie schenkte Augusten ihre ganze Liebe, und bewog sie, mit ihr nach Thalheim zurück zu kehren. Sie starb vorigen Sommer, und hinterließ ihrer Nichte das liebliche Häuschen, das wir bewohnen, mit einem Einkommen, das sie über alle Bedürfnisse hinaus setzt.

Nun hätte sie glücklich seyn können, wenn es ihr möglich gewesen wäre, zu vergessen, daß sie Mutter war; aber nur ihrem Freunde, jenem wahren Weisen, der vom gewöhnlichen Mönche nichts als das Kleid hat, gelang es endlich, an der Hand der Religion den Frieden in ihr Herz zurück zu führen. Er leuchtet aus jedem ihrer Züge hervor, dieser himmlische Friede, und jeder ihrer Blicke ist ein Segen.

Doch du wirst sie kennen lernen, meine Josephine, du wirst sie bewundern, sie, die ich eine Heilige nennen würde, wenn nicht selbst dieser Nahme so oft wäre entweihet worden; du wirst die sieggekrönte Dulderinn an der Heiterkeit des blassen Antlitzes erkennen.

Leopoldine.

Dinstags den 12ten.

Allmächtiger, gib mir Kraft! ... Ach, meine Josephine! warum bist du nicht bey mir?

Deine Agathe ist nichts mehr; nichts! Das Kind, das an der Hand seiner Mutter vor deiner Thür ein Almosen bettelt, ist mehr, als sie; unglücklicher ist sie, als sie für möglich hielt, es werden zu können, und dennoch will man sie noch unglücklicher, noch weit unglücklicher machen. Aber dieses soll nicht, dieses wird nicht geschehen. Nicht wahr, Josephine, es wird nicht geschehen? Die Vorsehung kann nicht wollen, daß ich an ihr verzweifle; wenn sie mir keinen Ausweg über der Erde bahnt, so wird sie mir einen unter der Erde bahnen.

Vergib mir! du weißt ja noch nichts, und ich rede mit dir, als wüßtest du alles. Ich muß mich wieder auf mein Bett werfen; nein, besser auf meine Knie . . .

Dieses Mittel hat mich gestärkt; ich kann die Feder halten. Ich kann dir schreiben, ohne zu fürchten, von ihm überrascht zu werden. Von ihm . . . welchen Nahmen soll ich hinfort ihm geben?

Freundlicher als noch nie, war er diesen ganzen Morgen. Er leitete ein Gespräch ein über die zerschlagene Verbindung mit Albrecht, über Aussichten, die ich dennoch hätte. Ich will alles thun, sagte er, um dich glücklich zu machen; denn ich habe dich lieb, weit lieber, als du glaubst. — Er gab mir einen Kuß; allein wieder küssen konnte ich ihn nicht. Der geraubte Brief lag wie eine eherne Scheidewand zwischen ihm und mir.

Er schien über meine Kälte etwas betroffen, aber schnell nahm er sich zusammen, faßte mich bey der Hand, und führte mich in die Nebenkammer. Ich folgte ihm mechanisch. — Setze dich, Agathe, ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen. Er setzte sich neben mich, und faßte meine Hand von neuen. Sie zitterte; ich glaubte, er wolle von unserem Briefwechsel mit mir sprechen. Du bist schon lange kein Kind mehr, sagte er; allein eher als jetzt fand ich es nicht nöthig, dir zu sagen, daß du meine Tochter nicht bist.

Ich starrte ihn an, wie ein Blindgeborner, der zum ersten Mahle Menschen sieht. Hätte ein Wort mir das Leben retten sollen, ich hätte es nicht über die Lippen bringen kön-

nen. — Du zweifelst, fuhr er fort; ich will dir alle deine Zweifel benehmen. — Gott! war alles, was ich sagen konnte, aber ein Thränenstrom überschwemmte mein Gesicht. Wärest du meine Tochter, fuhr er fort, so könnte ich dich nicht heirathen, und das will ich. Zu einem reichen, glücklichen Weibe will ich dich machen. — Ich erstarrte; ich war nicht ohnmächtig, aber alle meine Pulse standen still. — Fasse dich, mein Kind, du siehst ja, daß ich es gut mit dir meine. Vielleicht hätte ich dir dein Geheimniß auf immer verborgen, wenn der Tod meiner Frau mir nicht die Freyheit gegeben hätte, dir mehr als Vater zu werden.

Ich schwieg; er schwieg auch, und sah mir mit flammenden Blicken ins Gesicht. Ich suchte mich zitternd von ihm los zu machen. Was zitterst du? sagte er lachend. Es hat wohl eher ein achtzehnjähriges Mädchen einen Achtundvierziger geheirathet, und sich wohl dabey befunden.

Plötzlich ging mir ein Licht auf; ich glaubte mich schon halb gerettet. Wo sind meine Aeltern? rief ich. Ich will zu meinen Aeltern; ihnen allein gehöre ich an; sie allein haben über mich zu gebiethen. — Die mußt du in

der andern Welt suchen, antwortete er höhnisch; deine Mutter starb in Italien im Hospital, und dein Vater . . . im Kriege. Doch, wenn er auch noch lebte, so wäre er dennoch todt für dich; er hat deine Mutter verführt und verlassen.

Hier verlor ich die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mein Gesicht und meine Brust mit kaltem Wasser überschwemmt, er stand vor mir, und schien äußerst unruhig. Komm, ich will dich auf dein Stübchen führen. Lege dich zu Bette, liebes Kind, und halte reinen Mund. Kein Mensch darf wissen, was unter uns vorgegangen ist. — Er faßte mich unter den Armen, und brachte mich halbschwebend die Treppe hinauf. Ich warf mich angekleidet auf mein Bett, und er verließ mich mit den Worten: schlafe ein Stündchen und überlege dann, was ich dir gesagt habe. Wenn du vernünftig bist, so wirst du keine lange Bedenkzeit brauchen.

Ich lag einige Stunden, in denen ich mein ganzes Elend empfand, aber ohne Gedanken finden zu können. Jetzt öffnete man leise meine Thür; er war es. Ich stellte mich schlafend; er blieb einige Augenblicke vor mir ste-

hen, und schlich sich dann wieder davon. Dieser Besuch ließ mich die Gefahr einsehen, die ich laufen würde, wenn ich meine Stube nicht verschlöße. Indem ich sie verschloß, fiel mein Ring mir ins Auge. Er rief mir das Bild meiner Josephine vor die Seele, und ich versuchte es, dir zu schreiben!

Mittwochs den 13ten.

Den ganzen übrigen Tag ließ man mich ruhig; ein Mahl nur kam man an meine Thür, und horchte. Als es anfing zu dämmern, ging ich hinunter, weil ich einen Wagen mit Fremden in den Hof fahren sah. Er begegnete mir ganz unbefangen, als ob gar nichts vorgegangen wäre. Ich machte meine Geschäfte, so gut ich konnte, allein aus meiner Leichenfarbe muß er geschlossen haben, daß ich mich nicht wohl befände. Er schickte mich zeitig zu Bette; ich brachte die halbe Nacht wachend zu. Alle Schreckbilder meiner Lage schwebten mir vor Augen. Beschließen konnte ich nichts, als was ich in der ersten Secunde beschlossen hatte: Lieber zu sterben, als ... Ich konnte den schauderhaften Gedanken nicht ausdenken, aber bethen konnte ich, bethen, wie

ich noch nie gebethet habe. Ich ward ruhiger, und sank in einen sanften Schlummer.

Da erschien mir eine weibliche Gestalt, in ein weißes Gewand, wie in eine lichte Schneewolke, gehüllt; sie trat zu mir; lächelte mit der Huld eines Engels mich an, und flisterte mir ganz deutlich die Worte zu: Sey standhaft! du bist keine Waise. — Mutter! rief ich, und stürzte ihr entgegen. Ich umfaßte einen Schatten, und erwachte.

Was war das, meine Josephine? Ich will mich nicht täuschen; gewiß ist, daß ich schlief. Aber können uns denn die Vollendeten nicht auch im Traume erscheinen? Ich nannte sie Mutter, und gleichwohl hatte sie nicht einen Zug von der Verstorbenen, die ich für meine Mutter hielt. O, wahrlich, Josephine! es war der Geist der Unglücklichen, die mir das Leben gab. Sie wurde herab gesandt, ihr trostloses Kind zu trösten, und sie hat es getröstet. »Du bist keine Waise!" Dieses Wort, im Nahmen des Allmächtigen gesprochen, bewaffnet mich mit unerschütterlichem Muthe. Ich fürchte nichts mehr; nichts, gar nichts! du sollst es gleich hören.

Die Fremden verreiseten ziemlich spät. Ich half sie abfertigen. Nun war ich mit ihm allein. Ich saß auf eben der Stelle, wo ich gestern Todesangst litt. Nun, mein Kind, hast du über meine Eröffnung nachgedacht? ich habe dir einen ganzen Abend Zeit dazu gelassen.

Ich erwiederte gefaßt: vor allen Dingen muß ich wissen, wer ich bin. — Diese Antwort verstand er unrecht. Meine Absicht war, ihm einen nähern Aufschluß über meine Geburt abzulocken. Er meinte, daß ich seiner Aussage mißtraute — Denkst du denn, rief er, ich hätte Lust, mir den Kopf abschlagen zu lassen? Und das würde mir geschehen, wenn ich nicht sonnenklar beweisen könnte, daß du meine Tochter nicht bist; dafür laß mich sorgen. Am Tage vor unserem Aufgebothe, aber eher nicht, sollst du alles erfahren; das schwöre ich dir.

Und ich schwöre, daß der Mann, den ich bisher für meinen Vater hielt, stets die Gesinnungen eines dankbaren Kindes bey mir finden, aber nie, nie mein Gatte werden soll. Ich hatte mich aufgerichtet, indem ich diese Worte sprach, und ich sprach sie mit ernster,

feyerlicher Stimme; denn in diesem Augenblicke glaubte ich die weiße Traumgestalt wieder vor mir zu sehen.

Der Mann stutzte; diesen Muth hatte er nicht erwartet; er faßte sich aber bald. Aus was für einem Buche hast du den Spruch gelernt? Ich will dich nicht beym Worte nehmen. Ob es dir gleich nicht schwer fallen sollte, zu wählen, ob du mein Weib oder eine Bettlerinn seyn willst, so will ich dir doch noch zwey Tage Bedenkzeit lassen; alsdann aber muß ich wissen, woran ich bin.

Ich wollte ihn, durch meine wiederhohlte Weigerung, jetzt nicht erbittern, und verließ ihn, ohne zu antworten. In mein Stübchen verschlossen, versuchte ich meinen Brief fortzusetzen. Vieles wirst du nur errathen müssen, doch, du wirst alle Zeit dazu haben. Wer weiß, wenn ich dir wieder schreiben werde!

Um Mitternacht.

Mein Entschluß ist gefaßt; ich werde mich den ganzen Tag krank stellen, und in der künftigen Nacht entfliehen. Wohin? — wohin anders, als nach Grüningen, zu meinen Pflegeältern? Diese müssen mir rathen, und

meine ferneren Schritte leiten. Wenn mein Verfolger erwacht, bin ich schon weit von hier, und brauche keine zwey Tage, um meine Freystätte zu erreichen.

Donnerstags den 14. Abends.

Meine List ist gelungen. Ich blieb diesen Morgen im Bette, und trug Mariannen auf, ihm zu sagen, daß ich nicht hinunter kommen könne, weil mir nicht wohl sey. O, ich log nicht! Ich hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Nach einer Stunde kam er zu mir, und, es sey nun Mißtrauen oder Sorgsamkeit, er brachte den Wundarzt mit. Die Angst über diese Erscheinung muß auf meinen Puls gewirkt haben, denn der Chirurgus fand ihn schwach und fieberhaft; er verordnete mir Limonade, und kündigte mir auf Morgen einen Manna-Trank an. Ich hoffe, sagte ich, daß ich ihn nicht brauchen werde.

Marianne bekam Befehl, bey mir zu wachen. Ein neuer Schrecken. Ich behielt sie bis nach Mitternacht bey mir, dann schickte ich sie zu Bette. Es bleibt mir eben noch Zeit, mein Tagebuch zu schließen, das ich auf die nächste Post legen werde.

Ich bin reisefertig. Meine Brieftasche und mein lieber, schöner Kempis ist alles, was ich mit mir forttrage. Der Wächter ruft zwey Uhr; dieses ist meine Stunde. Wo bist du, Engel meines Traumes? Gehe du mir voran in deiner Wolkensäule.

Lebe wohl, meine Schwester! Bethe, o bethe, für deine Agathe!

Drey und zwanzigster Brief.

Sey mir gegrüßt, meine Agathe, im Asyl der Freundschaft! Vor einer Stunde erhielten wir dein Tagebuch, das uns eben so viele Schauer als Thränen auspreßte. Kein Wort weiter von seinem Inhalte! Fern sey es von mir, durch einen Rückblick auf die schrecklichen Bilder, den Frieden zu stören, den du in den Armen deiner Pflegeältern gefunden haben wirst. Meiner Rechnung nach mußt du gestern Abends bey ihnen angelangt seyn.

Heute bereuete ich es zum ersten Mahle, daß ich Grüningen verlassen habe; doch wir werden nicht immer getrennt seyn. Sind wir nur erst der lästigen Einquartierung los, so

muß, so will mein guter Carl mich in deine Arme führen. O, wärest du doch zu uns geflohen! auch hier hättest du Schutz und Rath gefunden. Doch ich fühle, ich ehre die Gründe, die dich anders bestimmt haben. Du wolltest deinem Verfolger auch nicht den entferntesten Anlaß zur Verleumdung geben.

Ich vergaß dir zu sagen, daß auch dein vorletzter Brief mir richtig zugekommen ist. Vielleicht ist der meinige, den der Nichtswürdige auffing, Schuld, daß er die Maske um einige Tage früher abnahm. Einige Ausdrücke desselben mußten ihn einen Plan argwöhnen lassen, welcher den seinigen durchkreuzte. Schon in der Todesstunde seiner Gattinn mag er dich zu ihrer Nachfolgerinn bestimmt haben. Darum hinderte er sie, ihr letztes Wort mit dir zu sprechen, das vielleicht eine Offenbarung gewesen wäre; darum wollte er dich so hartnäckig von ihrem Sterbebette entfernen; darum zerriß er die Heirath mit Albrechten; darum spielte er den Freundlichen, den Gefälligen, den Freygebigen.

Freue dich, meine Schwester, daß du den Elenden nicht mehr Vater nennen darfst. Denn wärest du auch seine Tochter geblieben, so wür-

de Unglück dein Loos gewesen seyn; er würde dich dem Wenigstbiethenden verkauft haben. So bist du zwar eine Waise, aber frey, und wer meine Agathe nicht ohne Mitgift heirathen will, der ist ihrer nicht werth.

Ich werde jede Minute zählen, bis ich das Blatt erhalte, das mir deine Ankunft in Grüningen ankündigt. Ganz und ewig deine

Josephine.

Vier und zwanzigster Brief.

Den 15.

»Du bist keine Waise!" sagte die Erscheinung, und sagte wahr. Kein Bild meiner Fantasie, auch kein Schatten aus dem Todtenreiche war es; nein, meine Josephine! es war meine Mutter, meine wahre Mutter. Sie lebt, ich habe sie gefunden, und welche Mutter! meine Freundinn, welche Mutter! und in welchem Augenblicke fand ich sie! O, ich bin seit gestern das glücklichste unter den Geschöpfen des Allbeglückers! So bald ich meinen Gedanken und Gefühlen Worte geben kann, sollst du

alles erfahren. Jetzt nur dieses Blättchen, um dich über mein Schicksal zu beruhigen. Lebe wohl, meine Schwester, und wie du deine Agathe geliebt hast, so liebe hinfort deine Leopoldine. Meine Adresse ist: bey Madame Lindner in Thalheim.

Fünf und zwanzigster Brief.

Unmöglich, meine Freundinn, kann deine Ungeduld, die Wunder meiner Verwandelung zu erfahren, größer seyn, als die meinige, sie dir zu erzählen. Allein eher als heute konnte ich's nicht versuchen. Schon zwey Mahl setzte ich die Feder an, und sprang wieder von meinem Stuhle auf in die Arme der Göttlichen! O, meine Freundinn! welche Wollust ist es, am Herzen einer Mutter zu ruhen, und ihre Freudenthränen aufzuküssen! Ich muß mich oft in ihre Arme werfen, um mich zu überzeugen, daß ich wache.

Guter Gott! hätte ich mein Glück ahnden können, als ich mit klopfendem Herzen verwichenen Freytag mein Stübchen verließ, um meinem Verfolger zu entfliehen. Ich erbebte

vor meinem eigenen Fußtritt. Als ich an der Küche vorbey schlich, hörte ich das Girren eines Heimchens, und glaubte mich verrathen. Ich flog über den Hof. Sultan stürmte bellend auf mich zu. Ich nannte ihn leise bey seinem Nahmen, und er erkannte mich. Er machte mir seine gewöhnlichen Liebkosungen; ich reichte ihm das Brot hin, das ich zu mir gesteckt hatte; er nahm es nicht an, und leckte mir die Hand. Ich weinte. Warum sollte ich mich schämen, es dir zu sagen? Ich küßte das gute Thier, das mich meiner Reisezehrung nicht berauben wollte. Er begleitete mich bis an die Hinterthür des Gartens, und ich entschlüpfte glücklich auf den Fußpfad, der nach der Straße führt. Es war mondhell; ich eilte, was ich konnte, um vor dem Anbruche des Tages einen Vorsprung von einigen Stunden zu gewinnen. Jedes Lüftchen, das in den Bäumen rauschte, oder die vollen Aehren hin und her wiegte, beflügelte meine Schritte. Es fing an zu tagen, als ich den Wald erreichte, der mir den Kirchthurm von Sundheim aus den Augen rückte.

Gleich, als ob ich nun selber unsichtbar geworden wäre, ging ich unbesorgter und langsamer meine Straße, und ergetzte mich am Mor-

gengesange der Vögel, der mir von allen Bäumen entgegen schallte. Doch bald ward ich in meinem Vergnügen gestört; ich sah von weiten einen Karren mir entgegen kommen, auf dem eine Weibsperson saß. Ich drückte meinen Strohhut tief in die Augen, und setzte meinen Weg fort. Kaum war ich hundert Schritte weiter, so rief das Weib von dem Karren mir zu: Ey, sieh da! Jungfer Agathe! wohin so früh? — Schaudernd erkannte ich die Stimme unserer Köhlerinn. Ich war entdeckt, und konnte ihr nicht mehr ausweichen. Ich stand einen Augenblick still, um Muth zu sammeln. Indessen kam sie näher. Ich ging frisch auf sie zu, und both ihr einen guten Morgen. Sie wiederhohlte ihre Frage. Ich habe, erwiederte ich, ein Geschäft im nächsten Dorfe. — O, da hat Sie noch eine gute Stunde zu gehen. Es ist doch nicht hübsch von Ihrem Vater, daß er Sie so allein und zu Fuße reisen läßt. Weiß Sie nicht, braucht er Kohlen? Ich glaube es nicht, war meine Antwort. Ich will im Vorbeygehen anfragen, sagte sie, und verfolgte ihre Straße.

Nun war ich verrathen. In drey bis vier Stunden konnte er mich einhohlen. Bisher hat-

te ich gehofft, daß er mich eher auf dem Wege nach Schönfeld aufsuchen würde. Ich lief, was ich konnte, um das Dorf zu erreichen, wo ich ein Fuhrwerk zu miethen gedachte. Ein kalter Angstschweiß rieselte mir von der Stirn. Nach einer halben Stunde war ich von Schrecken und Müdigkeit so erschöpft, daß ich mich am Ausgange des Waldes unter einen Baum niederwarf, und mein Brot hervor langte. Als ich es verzehrt hatte, versuchte ich mehrmahls, mich aufzurichten. Es war mir unmöglich. Ich hob meine Hände gen Himmel, und zerfloß in Thränen. Wie lange ich in diesem peinlichen Zustande hinbrütete, weiß ich nicht. Jede Minute schien mir eine Stunde. Endlich ward ich durch einen heran rollenden Wagen aus meiner Betäubung aufgeschreckt. So wenig es möglich war, so glaubte ich dennoch, es sey mein Verfolger. Ich kroch hinter einen Busch, und befahl mich dem Allmächtigen.

Jetzt fuhr der Wagen vorüber. Es war eine leere Post-Calesche. Halt! halt! rief ich dem Postillon zu, indem ich mich mit meiner letzten Kraft aufrecht hob. Der Mensch hielt still; ich taumelte zu ihm hin, und both ihm einen

Gulden an, wenn er mich aufnehmen wollte. Ich dachte nicht einmahl daran, ihn zu fragen, wo sein Weg hinginge. Meinetwegen! sagte er, und half mir einsteigen. Er fuhr so wacker zu, als ob er gewußt hätte, daß eine Flüchtige ihm ihr Schicksal anvertraute. Ich hielt mich für gerettet. Mein Herz zerschmolz im süßesten Dankgefühle gegen die Vorsehung.

Wo wollen Sie denn hin? fragte endlich der Postillon, der sich bisher einige Mahle schweigend nach mir umgesehen hatte. — Nach Grüningen. — Nun so können Sie immer eine Meile, bis an die Wegscheide, mit mir fahren. — Gut! mein Freund! Ich bezahlte ihn voraus, und knüpfte von Zeit zu Zeit ein kleines Gespräch mit ihm an. So erfuhr ich, daß noch denselben Abend die Briefpost nach D...n bey seiner Station vorbey kommen würde. Ich empfahl ihm mein Tagebuch, und begleitete es mit einem so guten Trinkgelde, daß ich an der richtigen Bestellung nicht zweifeln darf.

Ich hatte nun wieder Kräfte gesammelt, und setzte meine Wanderung leichten Fußes fort. Mein Vorsatz war, im Flecken Thalheim meinen aufgewachten Hunger zu stillen. Schon hatte ich den Ort im Gesichte, als ein ent=

serntes Getöse mich bewog, zurück zu sehen. Ich erblickte eine Carriole, die mit der Schnelligkeit des Blitzes heran jagte. Eine fürchterliche Ahndung beschleunigte meine Schritte. Ich sah mich noch ein Mahl um, und erkannte meinen Verfolger, der mit wüthender Gewalt auf seine Pferde los peitschte. Ich war noch funfzig Schritt von einem Hause, das in einer kleinen Entfernung von dem Flecken liegt. Ich flog voll Verzweiflung darauf zu, und klopfte mit lautem Geschreye mächtig an die Thür. Die Carriole hatte das Haus erreicht, als die Thür aufging, und eine Gestalt in weißer Kleidung vor mir stand. Kaum erblickte sie mein Verfolger, der eben aus der Carriole springen wollte, so warf er sich auf seinen Sitz zurück, lenkte um, und jagte spornstreichs davon.

Ich lag zu den Füßen meiner Retterinn, und hielt ihre Knie umklammert. Stehen Sie auf, mein Kind, sagte sie mit sanfter, mitleidiger Stimme, indem sie mich aufrichtete. Ich sank in ihre Arme. Sie führte mich in ein nahe gelegenes Zimmer, auf ein Canapeh. Ich sank in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, sah ich sie vor mir stehen; ihr Gesicht war blendend weiß, ohne einige Farbe; unaussprechli-

che Güte strahlte aus ihrem Blicke. So erscheint der Engel des Friedens am Sterbebette des Gerechten. Eine Magd brachte eine Brühe, die sie ihr abnahm, und mir darreichte. Ich fühlte mich gestärkt, und der erste Gebrauch meiner Stärke war, daß ich mich ihr noch ein Mahl zu Füßen warf: O, Sie! wie soll ich Sie nennen? Abgeordnete des Himmels! rief ich; Sie haben mir mehr als mein Leben gerettet. — Sie faßte mich in ihre Arme, und setzte sich neben mich. — Beruhigen Sie sich, liebes Kind, sagte sie; und erst, wenn Sie es ohne Gemüthserschütterung thun können, erzählen Sie mir von Ihrem Schicksale, was ich wissen darf. Ich lasse Sie nicht von mir, bis Sie sich gänzlich erhohlt haben. — Ich nahm, oder vielmehr ich stahl ihre Hände, und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Ich konnte nicht sprechen, aber ich erhob meine Seele in der Stille zu dem, der mir seinen Engel gesandt hatte.

Sie überließ mich meinen Gefühlen. Aber von Zeit zu Zeit heftete sie einen seelenvollen Blick auf mich, der mein Innerstes durchdrang, und ich bemerkte, daß sie dann einen aufsteigenden Seufzer unterdrückte. Indessen ward es

Mittag. Ich mußte mich mit ihr zu Tische setzen; ich fühlte mich so gestärkt, daß ich glaubte, meine Wallfahrt fortsetzen zu können. Ich eröffnete ihr mein Vorhaben; sie bath mich, diesen Tag noch bey ihr zu bleiben; ich bedürfe, sagte sie, noch der Ruhe, und zu dem hätte ich sie einigen Aufschluß über die Begebenheit, die uns wundervoll zusammen führte, hoffen lassen. — Den kann ich Ihnen mit wenigen Worten geben, erwiederte ich. Ich bin eine Waise; der Mann, der mich jetzt verfolgte, hatte mich aufgenommen. Seit dem Tode seiner Gattinn verlangte er mehr von mir, als kindliche Dankbarkeit; er verlangte meine Hand, die mein Herz ihm versagte. Meine Weigerung brachte ihn auf, und nichts als die Flucht konnte mich vor seinen Verfolgungen retten.

Du siehst, meine Josephine, daß ich zwar die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit, sagte. Nicht aus Mißtrauen verschwieg ich sie, aber ich fürchtete, in den Augen meines Schutzengels als eine Abenteuerinn zu erscheinen. Sie blickte mir liebreich ins Auge. — Ist etwa das Herz, das ihm die Hand verweigerte, nicht mehr frey? So frey, versetzte ich, daß, wenn ich keine Freunde hätte, mein

einziges Verlangen ein Kloster seyn würde, so wenig ich in glücklicheren Tagen Beruf dazu fühlte.

Wir standen vom Tische auf. Nun erst sah ich mich in der heitern, reinlichen Stube um; sie war mit mehreren vortrefflichen Miniatur-Gemählden ausgeziert, die ich eines nach dem andern betrachtete. Sie sind eine Liebhaberinn von Gemählden, sagte ich?

Eine leidenschaftliche Liebhaberinn, antwortete sie, und oft gar eine Mahlerinn.

Plötzlich fiel mir mein Kempis ein. Du erinnerst dich, meine Freundinn, des Bildes der knienden Andacht, das auf die eine Außenseite der lackirten Decke gemahlt ist, und des Nahmenszuges A. L., der, mit einem Blumengewinde umschlungen, die andere ausfüllt. Dein Oheim nannte das Gemählde ein Meisterstück. Dieses Bücheliche̊n, dachte ich, kann ihr vielleicht Vergnügen machen. Ich zog es hastig aus der Tasche. O, so erlauben Sie mir, rief ich, Ihnen ein kleines Denkmahl meiner Dankbarkeit zu hinterlassen.

Sie öffnete das Futteral. Plötzlich überstrahlte ein glühendes Roth ihr blasses Gesicht.

Wo haben Sie das Buch her? rief sie hastig; es war mein! — Ich erschrak. Von meiner Mutter, sagte ich in der Verwirrung.

Wo ist sie? wie heißt sie? — Alle ihre Muskeln zuckten.

Sie ist todt. Ihr Nahme steht auf der Decke Agathe Leonhard.

Leonhard! Leonhard! Ha, der Barbar! wo finde ich ihn? — Der heftigste Unwille mahlte sich in ihren Zügen.

Er wohnt in Sundheim. Wir haben ihn gesehen. Es ist eben der Mann, aus dessen Händen Sie mich gerettet haben.

Plötzlich fiel sie mir um den Hals, und preßte mich mit krampfhafter Gewalt an ihren Busen: ach, mein Kind! mein wiedergefundenes Kind! Zahllose, feurige Küsse begleiteten ihre Worte.

Ich lag unbeweglich in ihren Armen. Ein Gefühl, das ich Schrecken nennen muß, hatte mich versteinert. Ich glaubte, sie rede irre, und duldete ihre Liebkosungen; ohne sie zu erwiedern. Nun bemerkte sie meine scheinbare Kälte. Ihre Arme erschlafften, ohne mich frey zu lassen.

O, so küsse doch deine Mutter! Soll sie auch am Busen ihres Kindes unglücklich seyn?

Ein Thränenstrom überschwemmte ihre Wangen; er schmolz mein erstarrtes Herz. Der Nahme Mutter ertönte wie die Stimme des Todtenweckers in meinem Busen. Ich umschlang sie mit meinen zitternden Armen. Ich sog ihre Thränen von ihren heißen Wangen; ich klebte meine Lippen auf ihren Mund. Lange dauerte diese stumme Entzückung, wofür die Erde keinen Nahmen hat. Die Schläge unserer Herzen ersetzten uns die Sprache.

Mutter! war das erste Wort, das meine Zunge wieder stammeln konnte. Sie fiel auf ihre Knie. Dank sey dir, rief sie, mit gen Himmel erhobenen Händen, daß du mich noch hiernieden es hören ließest, dieses bittersüße, heilige Wort! Zum ersten Mahle höre ich es aus dem Munde meines Kindes, Gott! meines Kindes! Sie sprang auf, und stürzte sich von neuen in meine Arme. Ach! meine Tochter, meine Leopoldine!

Bey dem Nahmen Leopoldine bebte ich zurück. Der Himmel verschloß sich wieder vor meinen Augen; ich wurde neuerdings eine Waise. Leopoldine! sagte ich laut weinend;

ach! ich heiße nicht Leopoldine. Ich heiße Agathe.

Sie erstarrte. Todesbläſſe überzog ihr Gesicht; doch schnell überströmte die Farbe der Freude ihre Wangen wieder: du bist meine Leopoldine, rief sie frohlockend. Der Betrieger hat dir den Nahmen seines Weibes gegeben, um sein Bubenstück desto besser zu verbergen. O, gewiß hat er mich erkannt, sonst hätte er seine Beute nicht in dem Augenblicke fahren lassen, da er im Begriffe war, sich ihrer zu bemächtigen. Ja! ja! du bist meine Leopoldine. Keine Gewalt, weder der Erde noch der Hölle, soll dich mir streitig machen.

Als ob sie mich zum zweyten Mahle wieder gefunden hätte, umschlang sie mich nun von neuen, und ich, mein Gesicht in ihren Busen verbergend, wiederhohlte den süßesten aller Nahmen mit neuem Entzücken. Du bist keine Waise, so ertönte die himmlische Stimme wieder in meiner Seele. Alles ward Licht um mich her, und ich glaubte das Unbegreifliche meiner Verwandelung so fest, wie ich das Unbegreifliche der Religion glaube.

Von ungefähr erblickte ich das Werkzeug der Vorsehung, meinen Kempis, der meiner Mutter entfallen war. Ich hob ihn von der Erde auf, und drückte ihn an meinen Mund, an mein Herz. Das Gemählde ist von meiner Hand, sagte sie, und der Nahme ist mein Nahme: Auguste Lindner.

Nun fiel mir ein, daß meine vermeinte Mutter, als sie mir das Büchelchen schenkte, mir ernstlich einschärfte, es ja vor dem Vater nicht sehen zu lassen. Auch dieser kleine Umstand befestigte meine Ueberzeugung.

Genug, meine Josephine! mehr als genug, um dein Schwesterherz mit neuer Wonne zu berauschen. Bedenke, wie viele Stunden ich der Hochgeliebten zu ersetzen habe!

Aber was Agathe dir war, das bleibt dir auf ewig

Leopoldine.

Sechs und zwanzigster Brief.

Mit Freudenthränen, meine Freundinn! habe ich die Blätter gelesen, die mir dein wunderbares Schicksal erzählen. Wie könnte ich

sie anders beantworten, als mit Freudenthrä-
nen? O warum können sie nicht, anstatt auf
dieses Blatt zu fließen, auf deinen Busen und
auf die Hand des Schutzengels fallen, dem
meine Agathe so werth ist, durch das heiligste
aller Bande anzugehören; meine Agathe . . zum
letzten Mahle gebe ich dir diesen Nahmen, der
mir so lieb war, um ihn künftig mit einem
andern zu vertauschen, der mir bereits eben
so lieb geworden ist.

Mein guter Oheim hatte wohl recht, als
er einst sagte: das Leben eines jeden Menschen
würde einer Epopee gleichen, wenn ihm die
unsichtbaren Kräfte sichtbar wären, die dem
beweglichen Gemählde zur Maschinerie dienen.
Jede Seite deiner Geschichte war mir eine
himmlische Offenbarung. Noch hast du mir die
mystische Rolle nicht ganz entfaltet, und du
kannst die Begierde errathen, womit ich die
Fortsetzung erwarte. Das Fragment, das ich
besitze, habe ich abgeschrieben, und gestern
nach Grüningen gesandt. In diesen Tagen der
Unruhe, da die Kriegsflamme uns immer nä-
her kommt, hätte ich es nicht gewagt, das
Original der Post anzuvertrauen.

Auch ich, meine Freundinn, beginne eine neue Periode meiner Lebensgeschichte; aber noch fürchte ich mich, dir zu entdecken, was ich mir selbst verbergen möchte. Die Ruhe meines Herzens ist in Gefahr; der Himmel verleihe mir deinen Heldenmuth, um sie zu vertheidigen. O warum bin ich nicht in Grüningen geblieben! Dort würde ich dir nun weit näher, als hier, und sicher seyn vor dem Sturme, der mich bedroht. Lebe wohl, meine Schwester, meine Leopoldine! Nie, o das fühle ich, nie war ich so sehr, wie jetzt, deine Josephine.

Sieben und zwanzigster Brief.

Wohl habe ich dir noch viel zu erzählen, noch viel zu entfalten von der mystischen Rolle, und ich werde es ohne Zurückhaltung thun, wenn gleich meine Josephine, zum ersten Mahle in ihrem Leben, ein Geheimniß hat für die Schwester ihrer Seele. Um die Stunde, die ich dir weihe, meiner Mutter nicht zu entziehen, bin ich mit der Sonne aufgestanden. Sie kennt meine Josephine schon, sie liebt sie, und auch für meine Aeltern in Grüningen theilt ihr dank-

bares Herz meine Gefühle. Ich höre sie die Thür des Gärtchens öffnen, das unsere liebliche Wohnung zu einem kleinen Feenschlosse macht. Ich muß sie belauschen. — — —

Mit langsam feyerlichen Schritten wandelte sie im Glanze der hervor gehenden Sonne, der ihr Antlitz verklärte; ihre Augen waren gen Himmel gerichtet, ihre Lippen bewegten sich nicht. Sie bethete in der Sprache der Unsterblichen. O, gewiß bethete sie für ihr Kind. Ich habe sie nun wieder mit forschendem Auge betrachtet. Lächle nicht, meine Josephine, wenn ich in ihrem Gesichte die Züge des Traumbildes wieder zu finden glaube, das mich zu dem großen Schritte stärkte, der mich in ihre Arme führte. Magst du mich doch für eine Schwärmerinn halten! Die Schwärmerinn, die in der Entzückung ihrer Andacht den Himmel offen sieht, ist selig in ihrer Täuschung. Seliger als sie, finde ich auf der Erde, was sie nur jenseits der Sterne findet.

Meine geliebte Mutter hofft dem edlen Führer meiner Jugend mündlich zu danken, so bald ein Plan ausgeführt seyn wird, den sie mit ihrem Freunde entworfen hat, dem ein=

zigen, den sie hier besitzt, der ihr aber jede andere Verbindung entbehrlich macht.

Heliodor, so heißt dieser Freund, ist ein ehrwürdiger Priester aus dem hiesigen Franciscaner-Kloster; er hat die Hälfte seines Lebens im Getümmel der Welt zugebracht, und sich in eine Zelle geflüchtet, um von seiner beschwerlichen Pilgrimschaft auszuruhen. Diesem Manne verdanke ich die Aussöhnung mit meinem Schicksale, sagte meine Mutter, indem sie mich dem staunenden Greise, als ihre wieder gefundene Tochter, entgegen führte. Er, der Vertraute meines Kummers, sah oft meine Thränen um dich fließen; es gelang ihm, sie abzutrocknen, aber nicht ihre Quelle zu verstopfen.

Der Patriarch küßte mich auf die Stirn; schweigend sah er meine Mutter und mich wechselsweise an. Als er die wundervolle Begebenheit vernommen hatte, blieb ihm nur der Umstand unerklärbar, daß Leonhard und seine Gattinn mir das Geheimniß meiner Geburt so lange verhehlt hatten. Wir müssen es auflösen, dieses Räthsel, sagte er endlich zu meiner Mutter. Da der Elende Ihrem Anblicke entflohen ist, so muß er Sie erkannt haben;

desto weniger wird er dem Geständnisse der Wahrheit ausweichen können. Ehe man ihn dazu zwingt, muß man den Weg der Güte versuchen, und ich erbiethe mich, diesen Versuch anzustellen.

Als er uns verlassen hatte, faßte meine gute Mutter mich in die Arme; ihre Augen schwollen von Thränen, ihre Stimme zitterte. Es ist Zeit, mein Kind, daß ich dich mit meinen eigenen Begebenheiten bekannt mache. Du wurdest mit deiner Mutter das Opfer ihrer Verirrung. Möge der Schmerz, vor ihrem Kinde erröthen zu müssen, ihre letzte Strafe, und ihr Unglück dir eine warnende Lehre seyn.

Erlaß mir, Freundinn, die Marter, dir ihre eigenen Worte zu wiederhohlen, die oft durch ihre Thränen und durch meine Seufzer unterbrochen wurden. Auguste war die Tochter eines Kanzelley-Beamten zu Wien. Ihre Mutter, aus Baiern gebürtig, ward ihr in ihrem sechsten Jahre entrissen. Ihr Vater hatte wenig Vermögen; gleichwohl sparte er nichts an ihrer Erziehung. Man gab ihr Talente, aber keine Grundsätze; man lehrte sie glänzen, ohne ihren Charakter und ihr Herz zu bilden. Ihre natürlichen Annehmlichkeiten, durch die erwor-

benen erhöht, sollten einst ihr Glück machen. Sie zeigte eine vorzügliche Anlage zum Zeichnen; ihr Vater hielt ihr den geschicktesten Meister, und sie machte seinem Unterrichte Ehre. Von der Reißfeder griff sie zum Pinsel. Daß sie auch darin Meisterinn wurde, beweisen die Gemählde, die jedes Zimmer ihres Häuschens zieren.

Sie hatte ihr sechzehntes Jahr zurück gelegt, als ihr Vater starb; er hinterließ mehrere Schulden; nach deren Abzahlung seiner Tochter nichts als einige Mobilien übrig blieben. Da sie in Wien keine Verwandten hatte, so ward ein College ihres Vaters ihr Vormund. Dieser nahm sie unter der Bedingung zu sich, daß sie seine kleine Tochter im Zeichnen unterrichten sollte. Auguste that es, zugleich aber faßte sie den Entschluß, sich durch ihr Talent einen unabhängigen Unterhalt zu verschaffen. Sie versuchte, Porträte zu mahlen; in weniger als zwey Jahren bekam sie mehr Arbeit, als sie fördern konnte, und es gehörte mit zum guten Tone, sich von der jungen Künstlerinn mahlen zu lassen.

Dieses Gewerb knüpfte ihre Bekanntschaft mit einem jungen kaiserlichen Officier, Nah-

mens Bonaldi, aus dem Veronesischen, an. Auguste bezauberte ihn, allein ihr Sieg kostete sie ihre eigene Freyheit; dennoch widerstand sie seinen Sophismen und dem Hange ihres unerfahrenen Herzens, bis er ihr aus Familien-Rücksichten, wie er sagte, eine Gewissens-heirath vorschlug, die er im ersten günstigen Augenblicke förmlich bestätigen wollte. Dieser Antrag machte sie wanken; sie eröffnete ihn ihrem Vormunde; dieser, leichtsinnig oder bestochen, billigte den Vorschlag, und ließ sich nebst einem Lohnlackey, (es war Leonhard, der im nähmlichen Hause wohnte,) sogar als Zeugen gebrauchen. Man ging mit Tagesanbruch in eine abgelegene Kirche. Das Brautpaar kniete vor dem Altare nieder, und gelobte sich eine unverbrüchliche Treue.

Zwey Jahre lang genoß Auguste das volle Glück einer Liebe, die sie für rechtmäßig hielt. Ich wurde geboren, und nach dem Nahmen meines Vaters, Leopoldine, genannt. Im dritten Jahre empfing Bonaldi einen Brief, der ihm den Tod seines Vaters und zugleich die Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Verona ankündigte. Auguste widersetzte sich dieser Reise um so weniger, als Bonaldi sie ihr als

das Mittel vorstellte, die öffentliche Anerkennung ihrer Ehe zu beschleunigen. Seine ersten Briefe athmeten lauter Zärtlichkeit. Nach und nach wurden sie sparsamer und kälter, der letzte lautete: wichtige Gründe hätten ihn vermocht, den kaiserlichen Dienst zu verlassen, und einen Antrag einzugeben, neben welchem seine bisherigen Verhältnisse mit meiner Mutter nicht bestehen könnten. Seinen Brief begleitete ein Wechsel von hundert Ducaten, und das Versprechen, ihr jährlich diese nähmliche Summe für ihren und ihres Kindes Unterhalt zu übermachen.

Die Schreckenspost brachte meine Mutter an den Rand des Grabes; doch sie war zu größeren Leiden aufbehalten. Kaum hatte sie das Bett verlassen, so beschloß sie den Treulosen aufzusuchen, und ihn an seine Eidschwüre zu erinnern. Leonhard ward ihr Begleiter, und ich blieb, ein schwächliches Kind von funfzehn Monathen, der Pflege seines Weibes überlassen. Die Unglückliche erreichte Verona, wenige Wochen, nachdem Bonaldi sich mit einer reichen Erbinn aus dieser Stadt verbunden hatte. Auguste schrieb ihm. Die Verzweiflung der Gattinn und der Mutter leitete ihre

Feder. Leonhard überbrachte den Brief, der unbeantwortet blieb. Meine arme Mutter versank in eine dumpfe Melancholie, die nach wenig Tagen bis zum Wahnsinne stieg. Wahrscheinlich wurde Bonaldi durch Leonhard von ihrem Zustande benachrichtigt. Der Treulose hatte doch noch die Menschlichkeit, sie in das Irrenhaus zu Verona bringen zu lassen, und ein anständiges Jahrgeld für ihre Verpflegung auszusetzen.

Mehr als drey Jahre blieb sie in dieser schauervollen Lage. Der Arzt des Hauses, ein edler, mitleidsvoller Mann, behandelte sie mit besonderer Sorgfalt. Allmählich kehrte ihre Vernunft zurück, und mit ihr das Andenken ihres Kindes. Der Arzt suchte es zu benutzen, um ihre gänzliche Herstellung zu bewirken. Bonaldi war für sie verloren, und sie erlangte die Kraft, ihn zu verachten.

Sie eilte nach Wien, um ihr Kind aufzusuchen. Ihr Vormund war todt, und von Leonhard konnte sie nur so viel erfahren, daß er kurz nach seiner Rückkunft aus Italien mit seinem Weibe diese Stadt verlassen, und sich nach München gewandt hätte. Man braucht nicht Mutter zu seyn, um sich einen Begriff

von Augustens neuen Martern zu machen. Von Furcht und Hoffnung getrieben, flog sie nach München. Auch hier waren ihre Nachforschungen vergebens. Ihre Reisen hatten alle ihre Hülfsquellen erschöpft; sie suchte ihr Talent hervor, und erwarb in kurzen weit mehr, als ihr täglicher Unterhalt und ihre eingezogene Lebensart erforderten.

Wien hatte ein zu peinliches Andenken bey ihr hinterlassen, als daß sie hätte wünschen können, dahin zurück zu kehren. Doch unterhielt sie einen Briefwechsel mit ihrem ehemahligen Hauswirthe, der die Erkundigungen nach Leonhard von Zeit zu Zeit, aber immer fruchtlos, erneuerte. Länger als zwölf Jahre blieb sie in München unter ihrem Familien-Nahmen Lindner, dem sie am Ende noch ein ganz unerwartetes Glück verdanken sollte. Er brachte sie zufälliger Weise mit der Witwe eines Baierischen Officiers in Bekanntschaft, die in Thalheim wohnte, sich aber bey dem ersten Einfalle der Franzosen nach München geflüchtet hatte. In ihr entdeckte sie eine Tante, die einzige Schwester ihrer Mutter, deren Daseyn ihr kaum bekannt war, weil die Familie schon vor vielen Jahren durch das Schicksal

getrennt wurde. Diese Tante hatte keine Kinder; sie schenkte Augusten ihre ganze Liebe, und bewog sie, mit ihr nach Thalheim zurück zu kehren. Sie starb vorigen Sommer, und hinterließ ihrer Nichte das liebliche Häuschen, das wir bewohnen, mit einem Einkommen, das sie über alle Bedürfnisse hinaus setzt.

Nun hätte sie glücklich seyn können, wenn es ihr möglich gewesen wäre, zu vergessen, daß sie Mutter war; aber nur ihrem Freunde, jenem wahren Weisen, der vom gewöhnlichen Mönche nichts als das Kleid hat, gelang es endlich, an der Hand der Religion den Frieden in ihr Herz zurück zu führen. Er leuchtet aus jedem ihrer Züge hervor, dieser himmlische Friede, und jeder ihrer Blicke ist ein Segen.

Doch du wirst sie kennen lernen, meine Josephine, du wirst sie bewundern, sie, die ich eine Heilige nennen würde, wenn nicht selbst dieser Nahme so oft wäre entweihet worden; du wirst die sieggekrönte Dulderinn an der Heiterkeit des blassen Antlitzes erkennen.

Leopoldine.

Acht und zwanzigster Brief.

Dein Vorwurf kränkt mich, meine Schwester, und würde mich noch mehr kränken, wenn ich ihn zu verdienen glaubte. Nie werde ich ein Geheimniß für dich haben; allein vor dir zu erröthen, in eben dem Augenblicke zu erröthen, da du dich so hoch über mich erhobst, dazu, ich gestehe es, war ich zu stolz. Lebten wir noch beysammen, so würdest du bereits alles wissen. Das Auge der Freundschaft würde mir mein Geheimniß abgelauscht, und ich würde ihr für ihre Scharfsichtigkeit noch gedankt haben.

Ich liebe einen Mann, von unbestrittenen Verdiensten, einen edlen, tugendhaften Mann, und dennoch kann meine Liebe mich auf immer unglücklich machen. Nicht etwa, weil ich nicht wieder geliebt werde. Ich muß aber fürchten, durch meine Neigung den beyden Personen zu mißfallen, von denen ich abhänge, und ohne deren Beyfall auch das höchste Glück keines für mich seyn würde. Kurz, mein Geliebter ist nicht von unserer Religion.

Es ist unser Nachbar, der Amtmann des ritterschaftlichen Dorfes Mayenthal, ein ehe-

mahliger Universitäts-Freund meines Bruders. Er besuchte uns gleich nach unserer Ankunft; Carl gab ihm seinen Besuch zurück, und so entspann sich nach und nach ein Verhältniß, das jede Woche inniger wurde. Mir schmeichelte es, die Achtung, die zarte Aufmerksamkeit eines Mannes erregt zu haben, den ich meinem Bruder so ähnlich fand, ihm, der mir so oft den leisen Wunsch entlockt hat: O, möchte der Unbekannte, den der Himmel mir zum Lebensgefährten bestimmt hat, doch meinem Carl gleichen!

Täglich kam Kleberg mir näher, und ich . . . . entgegen trat ich ihm nicht, aber auch nicht zurück. Mein Bruder schien diese Annäherung nicht zu bemerken; vermuthlich wollte er die Absichten seines Freundes weder hindern, noch befördern. Als mir Kleberg endlich sein Herz öffnete, behielt ich nur so viel Stärke, ihm zu sagen, daß ich aus wichtigen Gründen noch nicht auf einen Antrag antworten könnte, der mir, als ein Beweis seiner Hochachtung, in jedem Falle theuer seyn würde.

Ich glaube meine Schwester, er hat errathen, daß ich diesen Aufschub nicht um mei-

netwillen begehrte, und eben darum muß die zarte Zurückhaltung, womit er mir seit jenem Tage begegnet, ihn mir um desto schätzbarer machen. Du kannst leicht denken, daß ich mich nicht an meinen Bruder wandte, um mich bey ihm Raths zu erhohlen. Ich bemerkte schon einige Tage vor Klebergs Erklärung, daß er ihn zu seinem Vertrauten gemacht hatte, und mußte befürchten, daß die Liebe zu seiner Schwester und zu seinem Freunde, daß selbst seine tolerante Denkungsart, der mein Herz so willig beypflichtete, in seinen Augen die Schwierigkeiten vermindern möchte, die sich meinen Wünschen entgegen stellten, und die ich nun erst in ihrer ganzen Stärke erblickte.

Ich schrieb also an meine gute Mutter, und an meinen zweyten Vater. Ich schüttete mein Herz vor ihnen aus, und legte mein Schicksal in ihre Hände. Schon sind acht Tage verflossen, und ich habe noch keine Antwort. Mein Bruder aber hat, wie ich glaube, einen Brief vom Oheim erhalten. Diesen habe ich beschworen, mich nach Grüningen zurück zu berufen, wenn er den Mann, der sich ihm zum Neffen anbiethet, verwerfen möchte. Mit jedem Tage klopft mein Herz bänger, und so oft der Bo-

the in unsere Stube tritt, überläuft mich ein Schauer —

Zu spät, meine Leopoldine, werde ich gewahr, daß ich nur immer von mir spreche, und dennoch ist es gewiß, daß ich gestern den ganzen Tag mich selbst, meine Gegenwart, meine Zukunft über den Schicksalen deiner . . . Mutter vergaß. Wie fände ich für sie ein Beywort, das mir genügte! Seit dem ich mein Herz fühle, war es noch nie so gepreßt, und noch nie habe ich so bittere Thränen vergossen — So bald die Antwort von Grüningen einläuft, sollst du ihren Inhalt erfahren. Wenn nur der täglich wachsende Strom der Truppen unsern Briefwechsel nicht hemmt!

Josephine.

Neun und zwanzigster Brief.

Leonhard ist ein Bösewicht, meine Josephine! er will mich zur schändlichsten Betriegerinn machen. Gestern Abends kam unser ehrwürdiger Freund Heliodor von Sundheim zurück. Der Nichtswürdige hatte seinen Antrag mit Hohnlächeln angehört. Ich sehe

wohl, antwortete er, Sie haben sich von meiner ungerathenen Tochter ein Mährchen aufbinden lassen. Von einem Manne Ihres Alters und Standes muß mich eine solche Leichtgläubigkeit wundern. — Kurz, er läugnete alles. Ich wollte, sagte er, das Mädchen mit einem braven, jungen Manne verheirathen; er war der Puppe nicht galant genug, darum ist sie entlaufen. —

Auf den Einwurf, warum er denn im Augenblicke, da er sich meiner bemächtigen konnte, so plötzlich verschwunden sey, antwortete er, er habe im Gebiethe einer fremden Herrschaft kein Aufsehen erregen, und lieber meine Reue abwarten, als meine Schande aufdecken wollen. Wir wissen es besser, unterbrach ihn Heliodor, Sie haben die Person erkannt, in deren Arme der Himmel sie führte, und wenn Sie es noch nicht wissen, so will ich Ihnen sagen, daß Leopoldine die Tochter ihrer Beschützerinn ist. Er entfärbte sich, und schwieg einige Momente, dann erwiederte er: ich verstehe Sie nicht, und weiß nicht, was Sie berechtiget, ein Verhör mit mir anzustellen. — Es scheint, versetzte Heliodor unwillig, daß Sie ein gerichtliches Verhör vor-

ziehen. Wohlan! es soll Ihnen willfahret werden. Mit diesen Worten verließ er den abscheulichen Menschen, weil er wohl einsah, daß er in der Güte nichts mit ihm ausrichten würde.

Da Sundheim unter der Gerichtsbarkeit deines Bruders liegt, so ist unser Recht in guten Händen. Aber mein Herz empört sich doch bey dem Gedanken, daß meine gute Mutter und ich gegen den schändlichen Betrieger einen Prozeß führen sollen. Auch bey uns ist jetzt alles in Unruhe; unser Flecken wimmelt von Soldaten, und unsere friedliche Wohnung ist die Herberge eines Uhlanen-Rittmeisters geworden. Durch seine Gegenwart wird unsere Reise nach Grüningen verschoben. Lebe wohl, meine Schwester! Wenn werde ich dich anders, als in Gedanken, umarmen können?

Leopoldine.

N. S.

Sie sind uns zuvorgekommen. Gott! welch eine süße, wonnevolle Ueberraschung! Ich kam herunter, um meiner Mutter dieses Blatt vorzulesen; da hielt ein Wagen vor unserer Thür. Meine Pflegeältern, rief ich, und flog ihnen mit einem lauten Freudengeschreye entgegen. Wie könnte ich dir diese Scene beschreiben!

und wie wohl thut es mir für dich, daß du sie dir in ihrer ganzen herrlichen Wahrheit vergegenwärtigen kannst! Gleich in der ersten halben Stunde flisterte, mit einem Blicke auf meine Mutter, dein Obeim mir ins Ohr: du hast deiner Freundinn nicht zu viel, nicht genug von ihr gesagt, und deine Mutter . . . o, die konnte nicht satt werden, sie zu betrachten.

Nur drey Stunden dauerte ihr Besuch; aber es gibt Jahre, die weniger Stunden haben. Dein Oheim besah mit Kenneraugen die Gemählde unseres kleinen Speisesaales. Was er am meisten bewunderte, war ein Oval mit dem sprechend ähnlichen Bilde meiner Mutter. Sie sitzt mit entblößtem Haupte und fliegenden Haaren unter einer Trauerweide; ihre Blicke sind auf einen welken Blumenkranz geheftet, der auf ihrem Schooße liegt, und den sie mit dem Ausdrucke einer herzdurchschneidenden Wehmuth los windet. Mehrere Blumen liegen schon zerstreut auf der Erde. Der Himmel über ihr ist mit grauen Wolken bedeckt, und im Hintergrunde erscheint in einem Cypressen-Busche eine Turteltaube, die ihren Kopf unter dem Flügel verbirgt, um ihr leeres, zerstörtes Nest nicht zu sehen. Man glaubt, sie klagen zu hören.

Meine Mutter bemerkte die Rührung, womit dein Oheim an diesem Gemählde hing; sie nahm es von der Wand, und, indem sie mir es in die Hand legte, sagte sie zu ihm: Was Sie mir vielleicht abschlagen würden, können Sie Ihrer Pflegetochter nicht versagen — Er empfing das Bild lächelnd aus meinen Händen, und drückte es an sein Herz.

Dreyßigster Brief.

Mein Schicksal ist entschieden, liebste Freundinn! deine Josephine ist glücklich, so glücklich, daß sie fühlen muß, was sie fühlt, um einen solchen Grad menschlicher Glückseligkeit für möglich zu halten. Die Gesinnungen meines Bruders hast du aus meinem letzten Briefe schon errathen. Gestern kam er mit einem strahlenden Gesichte auf mein Zimmer: wenn du mich gleich nicht zu deinem Vertrauten gemacht hast, sagte er, so weiß ich dennoch alles, und noch mehr als du. Ich fiel ihm in die Arme; ich weinte; denn ich fühlte, daß etwas Wahres in seinem Vorwurfe war. Vergib mir, lieber Carl, sagte ich schluchzend; ehe ich dir mein

Herz aufdeckte, wollte ich wissen, ob es nicht Pflicht für mich werden würde, sein Geheimniß auf immer zu verbergen. Ich wollte, ich mußte vor allen Dingen den Rath unserer Aeltern einhohlen. An deinem Beyfalle, du Lieber, zweifelte ich nicht. — Auch an dem ihrigen darfst du nicht mehr zweifeln, erwiederte er, indem er mir die Urkunden meines Glückes zustellte.

Auch vor Freuden zittert man, meine Leopoldine! das hatte ich noch nicht gewußt. Ich mußte mich niedersetzen; umsonst versuchte ich es, das Siegel zu lösen. Mein Bruder that es. Ich entfaltete die Briefe; ich konnte nicht lesen. Die Buchstaben flimmerten, wie eine Flammenschrift, vor meinen Augen. Soll ich dir sie vorlesen? sagte der gute Carl, und las .... O, meine Freundinn, lauter Worte der Liebe und des Segens! Wie könnte ich dir folgende Stellen aus dem Briefe unseres Pflegevaters vorenthalten?

»Es gibt eine Religions-Vereinigung, die in unserer Macht steht — die Vereinigung tugendhafter Herzen; sie ist dem wahren Geiste des Christenthumes gemäß, dessen Athem Liebe ist.“

»Die Vorsehung beruft dich, meine Tochter, den Gliedern einer andern Kirche zu beweisen, daß dieser Geist in dir wohnt, und den Wahn zu widerlegen, daß Aberglaube und Intoleranz der unauslöschliche Charakter der unserigen sind. Bleibe diesem schönen Berufe getreu, so wirst du mehr Gutes stiften, als ein Missionär. Euer Weihrauch, obgleich auf zwey verschiedenen Altären angezündet, wird im Aufsteigen sich vermengen, und eure Liebe wird, im heiligen Sinne der Schrift, ein Band der Vollkommenheit werden.“

An einem andern Orte schreibt er: »Mit blutendem Herzen sah ich oft Aeltern, die sich für klug und rechtgläubig hielten, ihre Töchter Freyern überlassen, deren Religion bloß aus dem Taufbuche bewiesen werden konnte, indeß sie den rechtschaffensten Mann aus einer andern Kirche mit Abscheu würden abgewiesen haben. Menschen, die so denken, werden mich vermuthlich tadeln. Mögen sie doch! da die Bibel ihnen fremd ist, so werde ich ihnen aus einem Dichter antworten:

Den Glauben richte Gott;
Der Mensch die Tugend *).

*) Que Dieu juge le culte et l'homme les ver-

Mein Bruder hatte seinen Freund von den eingelaufenen Antworten im Augenblicke ihres Empfangs benachrichtigt. In weniger als einer Stunde kam er, (ich darf den Ausdruck gebrauchen), auf den Flügeln der Liebe heran geflogen, und ..... doch, was soll ich dir sagen, das du nicht errathen kannst? Kurz der Bund unserer Liebe wurde beschworen.

Noch kann ich mein Glück kaum tragen, und ich würde mich scheuen, es meiner Leopoldine so unverhüllt vor Augen zu stellen, wenn nicht auch sie glücklich wäre. Ein Bösewicht wie Leonhard darf deine heitere Ruhe keinen Augenblick stören. Er wird meinem Bruder nicht entschlüpfen können, wie er dem ehrwürdigen Heliodor entschlüpfte — —

So eben läuft die Nachricht bey uns ein, daß die Feinde nur noch drey Meilen von uns entfernt sind. Täglich sieht man einem Treffen entgegen. Möge es doch unsere Besorgnisse endigen!

Dir allein.

Leopoldine ist mehr als jemahls meine Schwester, und dennoch kommt es nur auf

tus. Dubelloi, im Trauerspiele: Pierre le cruel.

sie an, es noch mehr zu werden. Selbst das höchste Glück der Liebe hat noch einen Wunsch in meiner Seele zurückgelassen. Ich äußerte ihn gegen Agathen in dem Briefe, den Leonhard auffing, und seit dem durfte ich es nicht wagen, ihn gegen Leopoldinen zu wiederhohlen. Ich mußte ihrem Herzen Zeit lassen, sich am Busen ihrer Mutter satt zu freuen, ehe ich hoffen konnte, ein anderes Gefühl darin aufzuwecken.

Ich weiß, du erräthst ihn, diesen Wunsch der Freundschaft, die auch dir das höchste Glück der Liebe versichern möchte. Mein Bruder biethet dir sein Herz und seine Hand an, und ich habe es auf mich genommen, dich zu fragen, ob du ihn bevollmächtigen willst, bey deiner Mutter um den schönen Nahmen ihres Sohnes anzuhalten. Du kennst ihn, und er kennt dich. Der Abend, den wir auf unserer Hierherreise in Sundheim zubrachten, hat bey ihm vollendet, was deine Briefe an mich begonnen hatten. Er hat ihm die Freundinn gezeigt, mit der er sein Leben und jede Freude desselben zu theilen wünscht. Ich ward seine Vertraute, und du mußt mir mehr als ein

Mahl angemerkt haben, wie schwer es mir wurde, mein Geheimniß bey mir zu behalten.

Frage dein Herz, meine Leopoldine, ob es der Stimme des seinigen entspricht. Hoffentlich wird es meine Ahndungen, auf die ich mir immer so viel zu gute thue, nicht zu Schanden machen. Ich bin es schon so lange gewohnt, euch in meinen Visionen mit einander zu vermählen, daß ich eure Bilder nicht mehr trennen kann. Auch ist es bloße Ungeduld und keine Unruhe, womit ich deine Antwort erwarte.

Josephine.

Ein und dreyßigster Brief.

Scheue dich nicht, meine Josephine, im vollen Schmucke deines Glückes vor deine Schwester zu treten. Dein Glück war ja immer ein Bedürfniß ihres Herzens, und du hast ihr nie ihren Antheil vorenthalten. Ja wohl bin auch ich glücklich, und ich kann dir zu deiner Verbindung keinen bessern Segen geben, als daß der Himmel dich als Gattinn so glücklich machen wolle, wie ich es als Tochter bin. Diesen Schwestersegen hoffe ich dir bald in

deinen Armen zu wiederhohlen; denn du weißt doch, daß der Weg nach Grüningen über Thalheim geht, und ich denke, dein Geliebter werde eben so begierig seyn, seinen neuen Aeltern persönlich zu danken, als du es seyn wirst, ihnen ihren neuen Sohn zuzuführen; dann will ich meine gute Mutter um die Erlaubniß bitten, euch zu begleiten, um mit euch die Hand zu küssen, die den Freybrief eurer Glückseligkeit ausgestellt hat.

Die Aussprüche des apostolischen Mannes mußte ich auf ihr Geheiß dem Pater Heliodor vorlesen. Die Wahrheit zu gestehen, ich that es mit einiger Schüchternheit. Meine Mutter kannte ihn besser. Während ich las, nickte er beständig mit dem Kopfe. Den Mann muß ich kennen lernen, rief er zuletzt: er hat den echten Geist seines Meisters. Ich habe den Protestanten viel, unendlich viel, mehr als das Leben habe ich ihnen zu danken. Es gab eine Zeit, da ich ein Zweifler, und noch weniger als ein Zweifler war. Ein Freund, dessen Asche ich segne, gab mir einige ihrer Schutzschriften für die Religion in die Hände, und sie machten mich zum Christen.

Aber doch nicht zum Franciscaner? sagte meine Mutter lächelnd. — Das nicht. Zum Franciscaner machte mich die Widerwärtigkeit und ein gewisser Lebensekel, der ohne meine Ueberzeugung, mich anstatt in ein Kloster, in einen Fluß geworfen hätte. Noch ein Mahl: den Pfarrer zu Grüningen muß ich kennen.

Beylage.

Noch vor zwey Tagen, meine Schwester, hätte ich es für unmöglich gehalten, daß es in meinem ganzen Leben einen Augenblick geben könne, da Leopoldine es als ein Unglück ansehen würde, nicht mehr Agathe zu seyn. Ich will mich nicht stärker, nicht reiner machen, als ich bin. Ja, meine Freundinn, dieser entsetzliche Gedanke blitzte mir gestern durch die Seele. Der Nahme Auguste, den ich, auf meine Knie stürzend, aussprach, vertrieb das höllische Gespenst; auf immer, das hoffe ich, sonst würde ich mir selbst ein Scheusal seyn.

Ich betrachte es als eine himmlische Schickung, daß meine Mutter abwesend war, als ich deinen Brief erhielt. Sie war bey einer armen Kranken, der sie Trost und Hülfe brachte. Andere Besuche macht sie nie. Großer Gott!

wie hätte ich in ihrer Gegenwart verbergen können, was in mir vorging! So aber hatte ich alles durchgelesen, und das Beyblatt, von meinen Thränen durchnetzt, eben in den Busen verborgen, als sie nach Hause kam. Ihr Fußtritt erschütterte mich, wie ein Donnerschlag. Ich flehete den Beystand des Allmächtigen an, und er sandte mir seinen Engel, um mich zu stärken. Sie selbst war dieser Engel. Mit einem Antlitze, das der Abglanz einer guten That erheiterte, trat sie herein, und ihr liebevoller Mutterblick durchströmte mich mit Kraft von oben.

Ich lief ihr entgegen. Meine Josephine ist Braut, rief ich, indem ich ihr deinen Brief darreichte. Sie mußte die Spuren meiner Thränen bemerken, allein sie sah es ihnen nicht an, daß es nicht lauter Freudenthränen waren. Bald darauf besuchte uns Heliodor; so willkommen war er mir noch nie. Wäre ich noch allein gewesen, ich hätte ihn vielleicht zu meinem Vertrauten gemacht, nun aber würde ich es bereuen, wenn es geschehen wäre. Außer unseren Pflegeältern darf niemand erfahren, was ich dir und durch dich deinem Bruder zu sagen habe.

Das Glück, das der Edle mir anbiethet, könnte den kühnsten Wunsch meines Herzens befriedigen. Allein nur, indem ich es ausschlage, kann ich dessen würdig bleiben. Ich heiße Leopoldine Lindner, und nicht Leopoldine Bonaldi. Meine Geburt ist ein Flecken, den die öffentliche Meinung nie übersieht, und den nur die Dunkelheit zudeckt. Diese Dunkelheit, meine Schwester, ist das Loos, das der Himmel mir beschieden hat, und die Welt würde es mir nicht verzeihen, wenn ich es wagen wollte, an der Hand eines verdienstvollen Mannes auf ihren Schauplatz hervor zu treten.

Deine Familie würde mich schätzen und lieben, aber gegen die Kränkungen des Stolzes und des Neides würde sie mich nicht schützen können, und gesetzt, ich wäre stark genug, diese Kränkungen zu verachten, darf ich meine Mutter der Gefahr aussetzen, sie zu bemerken? Wie viele bittere Erinnerungen könnten sie in ihr aufwecken, und sie wohl gar auf den unseligen Gedanken bringen, sich als die Störerinn meines Glückes zu betrachten! Denn daß ich mich auf der Erde nie von meiner Mutter trennen werde, davon bist du, meine Freundinn, eben

so sehr überzeugt, als ich es bin, daß dein Bruder mit ihrem Kinde auch sie glücklich machen wollte.

Groß ist das Opfer, das ich ihr bringe, eben darum ist es ihrer würdig. Könnte sie es ahnden, sie würde es nicht zugeben. Sie würde mich zwingen wollen, glücklich zu seyn; aber auch dann, meine Josephine, auch dann würde ich mein Glück ablehnen, aus Achtung, aus Dankbarkeit gegen den Mann, der mir es anbiethet. Sein großmüthiger Schritt würde ihn der Welt noch mehr zur Schau stellen, als mich, und ihre Urtheile können ihm weit mehr schaden. Nein! Nein, meine Schwester! Carl wollte für mein Glück sorgen: dafür bin ich ihm schuldig, für seine Ruhe zu sorgen. Leopoldine wird ewig seine Freundinn seyn, aber nie seine Gattinn werden. Dieses sage ich mit der festen Ueberzeugung, daß er meine Erklärung nicht mißdeuten, noch mich jemahls nöthigen werde, sie zu wiederhohlen. Eben so fest bin ich überzeugt, daß meine Pflegeältern mich nicht verkennen werden. Sie werden in meiner Seele lesen, und mir den süßen Nahmen ihrer Tochter nicht entziehen.

Laß dich, meine Josephine, diese zitternden Buchstaben nicht verleiten, meinen Entschluß erschüttern zu wollen. Erbarme dich, o erbarme dich deiner Freundinn! die dich auf den Knien beschwört, diesen Punct gegen sie, sey es mündlich oder schriftlich, nie wieder zu berühren. Zerstören mag ich das heilige Blatt nicht, das mir den Nahmen deiner Schwester im engsten Sinne anboth; allein ich werde es vor jedermann, und besonders vor meiner Mutter, so wohl verbergen, als ob es zerstört wäre. In meinem Herzen kann nur die Hand des Todes es auslöschen.

Leopoldine.

Zwey und dreyßigster Brief.

So bald du, liebste Freundinn, dieses Blatt gelesen hast, so mache dich mit deiner Mutter auf den Weg, und eile in unsere Arme. Die Vorsehung will die letzte Thräne der Dulderinn abtrocknen, und die Tugend ihrer Tochter belohnen. Gern würde ich an sie selbst schreiben, allein Schrecken und Freude, Angst und

Hoffnung hindern mich, meine Gedanken zu sammeln.

Dem Ueberbringer, unserem Amts-Actuar, der zugleich Euer Begleiter seyn wird, überlasse ich es, euch die blutige Scene zu beschreiben, die verwichenen Dinstag bey uns vorging, und deren Folgen ihr bereits empfunden haben müsset. Die kaiserliche Armee mußte weichen, und unsere ganze Gegend wurde von Feinden überschwemmt.

Gestern Abend brachten sie uns einen Oesterreichischen Stabs-Officier, der eine gefährliche Schußwunde hatte. Der Arzt, der ihn begleitete, nannte ihn Oberst Lasano. Er war sehr schwach; mein Bruder und ich bemühten uns um die Wette, ihm alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, und alle Hülfe zu leisten, die in unserer Macht stand. Unsere Bereitwilligkeit schien ihn zu rühren. Diesen Morgen war er etwas besser. Er ließ meinen Bruder zu sich bitten. Herr Amtmann, sagte er, Sie können mir eine wichtige Gefälligkeit leisten. Ich fühle meinen Zustand. Meine Wunde ist tödlich, und ich danke der Vorsehung, daß sie mir mein Sterbebett bey edlen, theilnehmenden Menschen

bereitet hat. Wollen Sie mir nicht meinen letzten Willen aufsetzen?

Du kannst denken, meine Freundinn, daß Carl ihm diesen Dienst nicht versagte. Ich bin Witwer, fuhr er fort; meine Herrschaft fällt an die Erben meiner Gemahlinn zurück; allein ich habe in der Wiener Bank ein Capital von zwölf tausend Gulden angelegt, über welches ich disponiren möchte. Kinder habe ich nicht, außer einer natürlichen Tochter, der ich dieses Vermächtniß schuldig bin. Mein Nahme ist Leopold Bonaldi, Herr zu Lasano.

Urtheile von meines Bruders Erstaunen. Er faßte sich, so gut er konnte, und fragte hastig: und der Nahme der Tochter? — Leopoldine, war die Antwort. Ach! setzte er mit der tiefsten Rührung hinzu, wenn sie nur aufzufinden ist! Der Kronwirth Leonhard in Sundheim, der sie erzog, sagte mir, sie sey heimlich mit einem jungen Menschen entflohen. — Leonhard ist ein Satan, mein Herr, und ihre Tochter ist ein Engel. Sie ist in die Arme der Tugend entflohen; ich weiß ihren Aufenthalt.

Der Kranke starrte meinen Bruder mit fragenden Blicken an. — Ihr Zweifel wun-

dert mich nicht; allein es ist mir leicht, meine Aussage zu beweisen. Leopoldine ist entflohen, weil der Nichtswürdige, der sich immer für ihren Vater ausgegeben hatte, sie zwingen wollte, ihn zu heirathen.

Ein Strahl der Freude färbte des Kranken bleiches Gesicht. — Wo ist sie? wo ist sie? — Bey ihrer Mutter, antwortete Carl etwas zu voreilig; bey der edlen Auguste. — Auguste? Mit diesem Ausrufe sank er in Ohnmacht.

Es dauerte über eine Viertelstunde, bis man ihn wieder zu sich brachte, dann aber schien seine noch übrige Lebenskraft sich zu verdoppeln. Auguste lebt? waren seine ersten Worte. Wo lebt sie? Kann ich sie und mein Kind nicht noch sehen, ehe ich sterbe? Ich bin an beyden zum Verbrecher geworden. Ich muß ihre Verzeihung mit ins Grab nehmen.

Mein Bruder unterrichtete ihn von allem. Die Idee mit dem Testamente ward aufgegeben. Er will seine erste Verbindung rechtskräftig bestätigen, Augusten ihren Gemahl und Leopoldinen ihren Vater wieder geben. Allein die Sache muß auf das möglichste beschleunigt werden; denn nach der Aussage des Wund-

arztes wird der Patient schwerlich den siebenten Tag erleben.

Mein Bruder hat bereits eine Staffette an das Ordinariat abgeschickt, um die nöthigen Dispensationen zu erhalten. Wahrscheinlich werden sie vor Eurer Ankunft eintreffen. Er selbst ist mit dem Entwurfe der Acte beschäftigt, wodurch die Rechte der Gattinn und der Tochter hergestellt und gesichert werden sollen. Uebermorgen gegen Abend könnet ihr hier seyn; Ihr werdet alles eingeleitet, alles bereit finden.

Wenn die erhabene Auguste auch keinen andern Beruf hätte, als einem Sterbenden zu vergeben, so wäre dieses genug für ihr Herz, um ihre Hierherkunft zu beschleunigen.

Der Oberste hat theils mir, theils meinem Bruder stückweise das Wenige ergänzt, was wir von seiner Geschichte wußten. Bald nach seiner Heirath kaufte er sich aus dem Vermögen seiner Gemahlinn die Herrschaft Lasano, und begab sich als Rittmeister in Toscanische Dienste. Vor drey Jahren ward er Witwer, und bald hernach auf die Empfehlung des Großherzogs in der kaiserlichen Armee mit eben dem Range angestellt, zu welchem er sich in Toscana erhoben hatte.

Verwichenen Frühling ward er krank; die Aerzte verordneten ihm das Carlsbad, und damahls ereignete sich in Sundheim jene sonderbare Scene, die du dir nicht zu erklären wußtest. Die große Aehnlichkeit, die er zwischen dir und seiner Auguste wahrnahm, erschütterte ihn, aber ohne den Gedanken bey ihm zu erregen, daß du seine Tochter seyn könntest. Bey seiner Rückkehr aus dem Carlsbad kehrte er wieder in Sundheim ein. Jetzt war Leonhard nicht abwesend; der Oberste erkannte ihn, und fragte nach seinem Kinde. Die Antwort des Bösewichts weißt du. Dieses geschah wenige Tage nach deiner Flucht. Bonaldi hatte ihm in Verona einen Wechsel von drey hundert Ducaten zugestellt, wofür er und sein Weib dich bis ins zehnte Jahr erziehen sollten, falls deine Mutter ihre Gesundheit nicht wieder erlangen würde. Er sollte ihm von Zeit zu Zeit Bericht von dir geben. Dieses geschah aber nur ein Mahl, und der arme Kranke gestand mit der bittersten Reue, daß es ihm jedes Jahr weniger angelegen war, sich nach seiner Tochter und ihrer Mutter zu erkundigen.

Nun, meine Schwester, ist das Räthsel gelöset, warum Leonhard dich für sein Kind

ausgab. Er wollte sich, ohne Rücksicht auf das Schicksal deiner Mutter, die empfangene Summe zueignen, die er auch wirklich dazu anwandte, sich in seinem Geburtsorte Sundheim anzukaufen. Doch genug von diesem elenden Menschen. O wie vieles bliebe mir noch zu sagen übrig, allein ich muß dich verlassen; man fordert meinen Brief, und ich eile wieder an das Bett unsers Kranken.

Josephine.

N. S.

Da ich unmöglich nach Grüningen schreiben kann, so bitte ich dich, diesen Brief durch einen Expressen hinüber zu schicken. So sehr du ihre Liebe zu dir kennest, so kannst du dennoch die Freude nicht ermessen, die meine Erzählung deinen Pflegeältern machen wird.

Drey und dreyßigster Brief.

Indessen mein Bruder mit unserem Patienten sein letztes irdisches Geschäft verabredet, will ich Ihnen, theuerste Aeltern, die Erzählung der wunderbaren Begebenheit fortsetzen, die

Ihnen Leopoldine vor ihrer Abreise mitgetheilt haben wird. Wir erwarten sie und ihre Mutter diesen Abend, und da ich Ihnen mit heutiger Post ihre Ankunft nicht mehr melden könnte, so wird Ihnen die nächstkünftige einen desto vollständigeren Bericht von den traurig feyerlichen Auftritten mitbringen, die uns bevor stehen; denn es ist leider nur allzu gewiß, daß der Oberste nur noch wenige Tage zu leben hat. Er selbst fühlt es, und wünscht nur noch so lange hier zu verweilen, bis seine Seele die Bürde abgewälzt hat, die auf ihr lastet.

Gestern Abends mußte ich ihm die Jugendgeschichte seiner Tochter erzählen. Bey der Schilderung des Opfers, das sie dem kindlichen Gehorsam zu bringen glaubte, als sie Albrechts Antrag annahm, war er sehr gerührt. Nach einigen Augenblicken sagte er: Und dieses engelreine Geschöpf durfte Leonhard sich erfrechen, bey mir zu verleumden? O wie glücklich bin ich, daß ich in meinen letzten Stunden zu Menschen gerieth, die den Bösewicht entlarven, und mir mein Kind in seiner wahren Gestalt zeigen konnten! Sie kennen ihre Leopoldine noch nicht ganz, erwie-

derte ich; ihrem Vater darf ich ein Geheimniß verrathen, das sie ihm in seiner gegenwärtigen Lage gewiß verhehlen würde. Leopoldine weiß nicht nur gegen das Unglück, sondern auch gegen das Glück zu kämpfen. Ich las ihm ihren letzten Brief, in welchem sie den Antrag meines Bruders beantwortet. Großer Gott! sagte er mit einem tiefen Seufzer; auch mein Kind hätte ich vielleicht auf immer elend gemacht, wenn deine Vorsehung nicht .... Die Ankunft des Pfarrers unterbrach ihn; dieser überbrachte ihm die bischöfliche Dispensation, die er so eben erhalten hatte.

Ich hoffe nicht, theuerste Aeltern, daß Sie einen Schritt mißbilligen werden, den mein Herz mir eingab, und der entweder gar keine, oder nur gute Folgen haben wird. Was konnte mich abhalten, einige Balsamtropfen mehr in die Wunde des Kranken zu gießen, und ihm die Freude zu verschaffen, die Heldentugend seines Kindes zu krönen? Ich habe ihn seit dem nicht gesprochen; denn kaum war der Pfarrer fort, so ließ der abscheuliche Leonhard sich bey ihm melden, und als er ihn nicht vor sich lassen wollte, stellte er meinem Bruder ein kleines Packet Schriften zu, und

entfernte sich in größter Eile. Ich sah ihn durchs Fenster. Der Trotz, der die Miene des sichern Bösewichts bezeichnet, hatte der Feigheit des entlarvten Platz gemacht. Das Päckchen enthielt Leopoldinens Geburtsschein, und fünf Briefe, die Bonaldi von Verona aus an Augusten geschrieben hatte. Obgleich diese Papiere jetzt keinen Werth mehr haben, so hat mein Bruder sie dennoch in Verwahrung genommen. Vermuthlich hat Leonhard erfahren, was vorgeht, und durch diesen Schritt die Gerechtigkeit entwaffnen wollen.

Fortsetzung.

Ich lasse meine Schwester bey Leopoldinen und ihrer Mutter, und übernehme die bittersüße Arbeit, ihr Tagebuch zu ergänzen. Welch ein Abend war der gestrige! Unser Patient war seit einigen Stunden merklich besser. Er fragte mich unaufhörlich: sind sie denn noch nicht hier? — Ich las ihm das Instrument vor, das ich nach seinem Sinne ausgefertigt hatte. Er wollte die Ankunft seiner Gattinn nicht erwarten, um es zu unterschreiben. Endlich sah ich den Wagen heranrollen. Ich ließ den Pfarrer bey dem Patienten zurück, und eilte

hinunter, die Reisenden zu empfangen. Kein Wort von diesem ersten Augenblicke!

Auguste wollte nicht ausruhen. Wo ist er? fragte sie mich in jenem sanften Tone, der die Melancholie zur Grazie macht. Ich both ihr die Hand. Sie haben sie gesehen, theuerste Aeltern, diese idealische Gestalt, die für sich eine eigene Classe des Schönen ausmacht. Sie können sich die stille, sich selbst unbewußte Majestät vorstellen, womit sie ins Krankenzimmer trat. Ihre Thränen flossen, und dennoch war der Ausdruck ihres Gesichts Standhaftigkeit; allein man sah es ihr an, daß es nicht die Natur war, die ihr diese Stärke gab.

Als Bonaldi sie erblickte, belebte sein mattes Auge sich wieder; er streckte die Hand nach ihr aus: Vergebung, Auguste! sprach er schluchzend; Vergebung einem Sterbenden! Sie preßte seine Hand an ihre Brust; sie ist mir voran geeilt, die Vergebung, und dieser Augenblick macht das Geschehene ungeschehen.

Leopoldine hatte sich am Arme meiner Schwester der andern Seite des Bettes genahet. Hier ist Ihre Tochter, Ihre Leopoldine, rief meine Schwester, indessen das himmlische Geschöpf sich neben ihm auf

die Knie warf. Er sah sie wohl eine Minute schweigend an. Ja, sie ist es! sagte er dann; sie ist es! So kniete Auguste neben mir am Altar, als ich ihr den Eid schwor, den ich so schändlich . . . . Auguste legte ihm die Hand auf den Mund; Leopoldine drückte einen Kuß auf seine Wange, und überschwemmte sie mit Thränen.

Ich unterbrach die herzzerreißende Scene. Ich fürchtete, sie möchte den letzten Lebensfunken des Kranken ersticken. Hier, sagte ich zu Augusten, ist die Urkunde Ihres erneuerten Bundes, den die Religion besiegeln wird. Sie haben Recht, mein Freund, sagte der Patient; ich muß eilen. Ich las das Instrument vor. Auguste unterschrieb es, und küßte die Unterschrift ihres Gatten, der kein Auge von ihr verwendete. Als auch die Zeugen unterschieben hatten, wollten sie sich entfernen. Er bath sie, zu bleiben, und nun schritt der Pfarrer zur Trauungs-Ceremonie.

Leopoldine stand neben ihrer Mutter. O, hätten Sie, theuerste Aeltern, die beyden himmlischen Gestalten sehen können! Ihre Thränen flossen nicht mehr; es war, als ob der Hauch der gegenwärtigen Gottheit sie

aufgetrocknet hätte. Die Andacht überstrahlte den Schmerz. Nur als der Priester die Hände des Paares in einander fügte, schien Auguste wahrzunehmen, daß der Traualtar ein Grab war. Nach geendigter Ceremonie wünschte der Kranke mit seiner Gattinn allein gelassen zu werden. Wir entfernten uns alle. Nach einer Viertelstunde klingelte er, und ich kehrte mit Leopoldinen und meiner Schwester in das Zimmer zurück. Auf Augustens Stirn schimmerte eine sanfte Heiterkeit, die auch aus der Miene des Kranken hervor leuchtete. Setze dich her zu mir, mein Kind, sagte er zu Leopoldinen. Sie that es; ihre Thränen flossen von neuen.

Fasse dich, fuhr er fort, indem er ihre Hand ergriff. Ich lasse deiner Mutter und dir einen Freund zurück, der eure Stütze seyn wird. Nicht wahr, mein Sohn, das geloben Sie mir? (Hier reichte er mir die andere Hand.) Heilig! antwortete ich, und wollte sie an mein schmelzendes Herz drücken. Er aber legte Leopoldinens Hand in die meinige. Ich weiß Alles: Gott segne euch, meine Kinder. Wir standen Beyde, wie verzückt. — Auch ich weiß

Alles, sagte Auguste, und bestätigte den väterlichen Segen.

Leopoldine sank an den Busen ihrer Mutter. Ich benetzte die Wange des Vaters mit dankbaren Thränen. So umarmen Sie denn Ihre Braut, sagte er. Ich wollte gehorchen. Hier! hier! rief Leopoldine, indem sie mir die Hand ihrer Mutter darboth. Auguste zog sie zurück, und führte das göttliche Mädchen in meine Arme.

O, warum, theuerste Aeltern, kann ich nicht hier den Vorhang fallen lassen! Doch schon dieses Wort verräth Ihnen, was mir noch zu sagen übrig bleibt. Der theure Kranke sah unserer stummen Entzückung einige Minuten mit der Zufriedenheit einer Seele zu, die ein schönes Tagewerk vollendet hat. Dann sagte er: nun ihr Lieben! ist alles vollbracht Gottlob! daß ich diesen Augenblick erlebte! Laßt mich jetzt ein wenig ruhen — Wir verließen das Bett, er schloß die Augen, und schlummerte ein. Wir belauschten jeden seiner Athemzüge. Nach einer halben Stunde sagte er, mit kaum hörbarer Stimme: Auguste! — Sie trat leise ans Bett. Sie glaubte, er rede im Schlafe. Sie ergriff seine Hand;

sie war kalt. Barmherziger! rief sie, und fiel mit aufgehobenen Händen auf ihre Knie. Wir stürmten hinzu. Sein Geist war entflohen.

Wir küßten alle die Hand, die uns gesegnet hatte, und blieben bis nach Mitternacht beysammen. Wenn Engel weinen können, so weinen sie, wie Auguste, und diesen Engel darf ich Mutter nennen! Leopoldine saß auf dem Sopha, und hielt den Arm meiner Schwester umschlungen. Wie hätte ich es wagen dürfen, ihr ein Wort von Liebe zu sagen? doch sah sie mein Herz in meinen Blicken, und die ihrigen schienen mir aus den Thränenwolken zuzuflistern: du ehrest meinen Schmerz, dafür will ich dich belohnen.

Der gute Kleberg, der diesen Morgen zu uns kam, um den Sonntag bey uns zuzubringen, hilft mir die Trauernden zerstreuen, und die Bestattung des Abgeschiedenen veranstalten. Morgen wird die Leiche nach D....n abgeführt, wo der Französische Commandant sie mit allen Kriegsehrenzeichen zu Grabe begleiten wird.

Sind erst die Tage des Trauerns vorüber, und ich ersehe einen günstigen Augenblick, um

mit Augusten von unserer Verbindung zu sprechen, dann, theuerster Oheim! kommen wir beyde Paare nach Grüningen, um dort in heiliger Stille von der Hand der Tugend die Weihe der Liebe zu empfangen.

Carl.

Die Harfnerinn.

Eine Anecdote der Vorzeit.

Hast recht, mein Kind, sagt der Ritter Wolfram zu seiner Tochter, indem er den Brief seines Sohnes zurück nahm, den Helene ihm vorgelesen hatte, dahinter steckt was; sonst ließ er uns immer durch deine Brüder grüßen, oder legte ein Briefchen für dich bey; nun gedenkt Reinold seiner mit keinem Worte. Helene seufzte, und wischte sich eine Thräne aus dem schwarzen blitzenden Auge. — Vielleicht ist er krank, und Reinold will es uns verhehlen. — Möglich, mein Kind, indessen . . . . Was wolltet ihr sagen, guter Vater? — Nichts, Helene. — O, redet, diese Zurückhaltung martert mich. — Nun, ich wollte sagen: indessen hätte er uns doch können grüßen lassen, oder dein Bruder hätte den Gruß auf seinen eigenen

Kopf beysetzen können; vielleicht sind sie mit einander zerfallen. — Da sey Gott vor! sagte Helene; wenn das wäre, so müßte Albert oder mein Bruder schuldig seyn. Nur ein Vergehen gegen Tugend und Ehre konnte ein Band trennen, das Tugend und Ehre geknüpft haben. — Du mußt nicht gleich das Schlimmste fürchten, liebes Kind; eine Kleinigkeit, ein bloßer Schein kann oft ein Paar junge Feuerköpfe entzweyen; man schmollt einige Wochen mit einander, dann schämt man sich, und gibt sich die Hand. So ging es mir vor dreyßig Jahren mit Alberts Vater; wir waren Waffenbrüder, wie es keine mehr gibt; ein Zug im Schachspiele brachte uns in Harnisch, und wir hätten uns die Hälse gebrochen, wenn nicht deine selige Mutter (es war kurz nach unserer Heirath) sich ins Mittel geschlagen, und uns sonnenklar bewiesen hätte, daß wir ein Paar dumme Jungen seyen. — Ich muß die Wahrheit wissen, erwiederte Helene; ich will an meinen Bruder schreiben und ihn beschwören, mir nichts zu verhehlen. Der Mönch, der euch den Brief brachte, kehrt nach Rom zurück; in acht Tagen, sagte er, wolle er wieder hier einsprechen.

Helenens Brief war schon am folgenden Tage fertig, sie zählte jede Stunde, bis der geistliche Bothe, der einen Auftrag vom heiligen Vater an den Bischof von Straßburg zu bestellen hatte, auf die Burg Landskron *) zurück kam. Sie ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein: ihr kennet also meinen Bruder, ehrwürdiger Vater? — Sehr wohl, edles Fräulein; ich machte seine Bekanntschaft bey meinem Landsmanne, dem Ritter Albert von Lützelburg, mit dem er in Einer Herberge wohnte. — Bey dem Ritter Albert? unterbrach ihn Helene mit flammender Stirn; ist Ritter Albert auch noch in Rom? — Als ich verreise, war er in Neapel. — Und mein Bruder hat ihn nicht begleitet? — Ritter Albert machte die Reise mit der Gräfinn von Popoli. — Wer ist diese Gräfinn? fragte Helene mit erlöschender Stimme. — Eine sehr schöne und reiche junge Witwe . . . Was fehlt euch edles Fräulein? ihr werdet auf einmahl so blaß. — Vergebt mir, guter Vater, ich muß euch verlassen, es

*) Im Sundgau.

war mir den ganzen Morgen nicht recht; lebt wohl, grüßt mir meinen Bruder.

Helene wankte in ihr Closset; ein heißer Schauer zuckte durch alle ihre Glieder! Albert! Albert! rief sie schluchzend; wäre es möglich, heiliger Gott! laß meine Ahndung mich triegen. Stumm und unbeweglich lag sie auf ihrem Ruhebette, und verbarg ihr Gesicht in ihr Tuch, das sie mit glühenden Thränen durchnetzte. Erst als ihre Zofe sie zur Mahlzeit rief, erschien sie vor ihrem Vater. Der gute Alte erschrak, als er sie erblickte; sie war einer Leiche ähnlich. Unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit verbarg sie ihm die Ursache ihres Kummers; sie fürchtete seinen strafenden Tadel, denn sie sah voraus, daß ihr Vater ihre Entdeckung nicht für so wichtig halten würde, als sie ihr vorkam. Wolfram war ein biederer Degen, er hatte zur Ehre der Damen manchen Speer gebrochen, und sein treffliches Weib mit aller Treue geliebt; allein er war bloß auf der Heerstraße der Liebe gewandelt, er kannte jene zärtern Gefühle nicht, die im Busen seiner Tochter die Leidenschaft veredelten und zur Tugend erhoben. Albert, an der Seite einer schönen, jungen Witwe,

schien ihr schon halb verloren, aber keine Eifersucht gegen ihre Nebenbuhlerinn, sondern bloß die heilige Trauer der Unschuld über die Untreue des Geliebten nagte an ihrem Herzen.

Sechs Wochen brütete sie in stillem Harme dahin; die Laube, in der Albert ihr vor zwey Jahren an ihrem sechzehnten Geburtstage eine ewige Treue gelobte, war ihr liebster Aufenthalt; hier las sie seine Briefe, und benetzte sie mit Thränen, und träumte sich in jene Rosentage zurück, da sie die Welt an seiner Seite vergaß, und mit ihm durch das Paradies der Zukunft lustwandelte. Endlich lief eine Antwort von ihrem Bruder ein. Gern hätte er sie an den Vater gerichtet, allein dieser war, wie viele seiner ritterlichen Zeitgenossen, des Lesens unkundig, und aus guten Gründen hatte der Burgpfaffe nur ungern seine Kinder in dieser Kunst unterrichtet. Albert, so schrieb ihr der biedere Bruder, ist deiner Liebe nicht mehr werth, eine verschmitzte Zauberinn hat ihn in ihr Netz gelockt; und als ich ihn wiederhohlt vor der Verführerinn warnte, hat er unsere gemeinsame Herberge und endlich gar Rom mit ihr verlassen. Seit dem habe ich nichts von ihm gehört, und will

nichts von einem Treulosen wissen, der meine tugendhafte Schwester einer Wälschen Sirene aufopfern konnte.

So sehr auch Helene das Schlimmste gefürchtet hatte, so schlug diese Nachricht sie dennoch zu Boden und der wohlgemeinte, aber freylich etwas barsche, Trost ihres Vaters glitt an ihrem Herzen ab, an dem der Kummer um so heftiger nagte, da sie ihn vor dem strafenden Auge des Alten zu verbergen suchte. Endlich erlag sie unter der drückenden Bürde; ein brennendes Fieber warf sie auf das Krankenbett, und der Arzt war noch unschlüssig, was er ihm für einen Lateinischen Nahmen geben sollte, als die damahls noch seltenen Blattern sich zeigten. Nun brachte der Aeskulap auf einmahl ein halbes Dutzend Arzeneygläser herbey, um den fremden Feind zu bekriegen; allein Helene weigerte sich hartnäckig, seine Mixturen und Tisanen einzunehmen; sie wollte sterben, und blieb wahrscheinlich eben deßwegen am Leben. Die Mutter Natur vertrat bey ihr die Stelle des Arztes, und nach einem langen, zweydeutigen Kampfe behielt sie den Sieg.

Helene genas, und ihre reitzende Physiognomie wurde zwar merklich umgewandelt, aber nicht entstellt; es war gleichsam die zweyte Copie eines schönen Ideals, von der Hand eines anderen Künstlers verfertigt. Helene wollte sich zwar nicht mehr erkennen, allein der vermeintliche Verlust ihrer Schönheit machte ihr wenig Kummer, seit dem Albert für sie verloren war. Nur ihm wollte sie gefallen, und nun glaubte sie für ein Kloster noch immer schön genug zu seyn; denn von der ersten Stunde ihrer Genesung an hatte sie den Entschluß gefaßt, der Welt zu entsagen; doch war sie eine zu gute Tochter, um an die Ausführung desselben bey Lebzeiten ihres Vaters zu denken; allein sie ward nur allzu bald ihrer Kindespflicht überhoben. Ihr Vater starb schon im folgenden Winter, wenig Wochen nach der Zurückkunft seines Sohnes, der nun in seinem vier und zwanzigsten Jahre der Erbe einer ansehnlichen Herrschaft wurde.

Reinold war ein trefflicher Jüngling von ernstem, festem Sinne, der, weil er sich selbst keinen Fehler vergab, auch seinen Waffenbruder Albert mit unerbittlicher Strenge beurtheilte. Um sich nicht gezwungen zu sehen, die

Schmach seiner Schwester an ihm zu rächen, hatte er die Stadt Neapel vermieden, und Italien verlassen, ohne sich weiter nach ihm zu erkundigen. Helene war mit dieser Gleichgültigkeit nicht zufrieden; sie hatte den liebenswürdigen Verräther noch nicht vergessen; allein dieses Andenken glich dem Andenken an einen lieben Verstorbenen, und konnte sie in ihrem gefaßten Entschlusse nicht irre machen. Sie entdeckte ihn ihrem Bruder, er bestritt ihn aus allen Kräften, und endlich vermochte er doch so viel über sie, daß sie, statt eines gewöhnlichen Nonnenklosters, das adelige Stift Andelo *) wählte, dessen Aebtissinn, Bertrade, eine Schwester ihres Vaters war. Die Conventualinnen dieses Stifts waren schon damahls, wie in den folgenden Jahrhunderten, durch kein ewiges Gelübde gefesselt, und eben darum hatte Reinold seiner Schwester diesen Aufenthalt vorgeschlagen. Er hoffte noch immer, daß sie endlich ihren unwürdigen Liebhaber vergessen, und ihr Herz einer zweyten Liebe öffnen würde. Helene errieth seine Absicht, und hielt es für unnöthig, sie zu be-

*) Nachher Andlau im Elsaß.

streiten, da es in ihrer Macht stand, sie zu vereiteln.

Reinold ritt selbst nach Andelo; er machte Bertraden mit dem Entschlusse seiner Schwester und mit ihrem kranken Herzen bekannt, und bedurfte nur eines Wortes, um sie zu bewegen, die holde Trauernde unter die Zahl ihrer geistlichen Töchter aufzunehmen. Helene betrat ihre neue Freystätte mit eben den Gefühlen, womit sie nach einem ausgestandenen Seesturme das feste Land würde betreten haben, und es währte nicht lange, so war sie das Busenkind der Aebtissinn, und, was in einem Kloster weit mehr sagen will, von allen ihren Gespielinnen geliebt. Vornehmlich hing die Schwester Cäcilia, die einige Jahre älter als sie, und eine treffliche Harfenspielerinn war, mit ganzer Seele an ihr. Helenens stille Schwermuth hatte sie gerührt; ihr Herz, das eine ähnliche, kaum vernarbte Wunde an sich trug, errieth ihr Geheimniß, und flog ihr entgegen. Durch tausend zarte Gefälligkeiten gewann sie ihre Gegenliebe und durch ihren edlen Charakter gar bald ihr unbegränztes Vertrauen. Ihr bezauberndes Spiel erheiterte ihre melancholischen Stunden, und

als sie sich ihr zur Lehrmeisterinn anboth, nahm sie den Antrag mit Freuden an. Einer Seele, deren Empfindungen lauter Harmonie sind, muß die Musik als eine willkommene Blutsverwandte erscheinen. So erschien sie Helenen, und in weniger als einem Jahre machte sie, von ihrer Lehrerinn geleitet, so glänzende Fortschritte, daß man das Spiel der beyden Freundinnen kaum mehr unterscheiden konnte.

Helene hatte eine angenehme Stimme, sie übte sich, ihr Instrument mit ihrem Gesange zu begleiten, und oft entzückte sie selbst Cäcilien, wenn sie durch ihre melodischen Accente die Beredsamkeit ihrer Saiten verdoppelte. So kürzte sie sich die Nebenstunden, welche die Uebungen der Andacht ihr übrig ließen. Die Blüthe des Lenzes kehrte auf ihre Wangen und die heitere Ruhe auf ihre Stirn zurück; es war aber die Ruhe der Getrösteten, der man die Spuren überstandener Leiden noch ansieht. Albert war nicht vergessen; ein Herz, wie das ihrige, kann den nicht vergessen, den es ein Mahl, und zum ersten Mahle, liebte; allein es blutete nicht mehr, wenn sein Bild ihm vorschwebte, aber

lauter klopfte es noch immer, und oft entquoll ihm ein Seufzer, dessen Deutung sie zu erforschen sich fürchtete.

Um diese Zeit erhielt die Aebtissinn einen Bothen von ihrem Neffen Reinold, der ihr ein Schreiben mit wunderbaren Nachrichten überbrachte. Albert, der selbst von seinem Vater als todt betrauert wurde, war ganz unvermuthet auf der Burg Landskron erschienen.

»Er fiel mir,« so lautete der Brief, »um den Hals, und benetzte mich mit heißen, bittern Thränen der Freundschaft und Reue. Nach einer unseligen Verblendung, die aber doch nur einige Wochen dauerte, fiel die Decke von seinen Augen, und zerriß das Netz, worin die listige Italiänerinn ihn verstrickt hatte; er flüchtete sich heimlich, um ihrer Rache zu entgehen, auf ein Venetianisches Schiff, das nach einem blutigen Gefechte von einem Afrikanischen Seeräuber weggenommen wurde. Albert war schwer verwundet, der Tod oder eine schmähliche Dienstbarkeit erwartete ihn, und er hatte bereits versucht, seine Marter durch einen freywilligen Hunger abzukürzen, als ein Rhodiser Schiff dem Afrikaner seine Beute abjagte.

Albert wurde mit seinen Unglücksgefährten nach Rhodus gebracht, und in dem Lazareth des Ordens verpfleget. Seine Heilung war langsam, und erst nach sieben Monden konnte er wieder zu Schiffe gehen. Von den gastfreyen Rittern mit allen Nothwendigkeiten versehen, erreichte er endlich Venedig nach einem heftigen Sturme, der seine Fahrt um das Zwiefache verlängerte. Hier fand er einen Deutschen Kaufmann, mit dem er seinen Weg zu Pferde fortsetzte, allein in der Gegend von Trient wurden sie von Banditen überfallen, und rein ausgeplündert. Der Kaufmann blieb in Trient zurück und Albert, unbekannt und von allem entblößt, wanderte langsam durch Tyrol und Rhätien nach seinem Vaterlande. Er hätte auf mancher Burg einkehren und Unterstützung erwarten können, allein er that es nicht. Er betrachtete seine mühsame Wallfahrt als eine Buße für seine Verirrung, und wahrlich er hat schwer gebüßt. Nun will er, so schloß Reinold, meine Schwester, wo nicht um die Rückkehr ihrer Liebe, doch wenigstens um Vergebung anflehen; da ich aber ihre Gesinnungen nicht weiß, so überlasse ich es Euch, ehrwürdige Mutter, sie zu erforschen, und mir

zu melden, was ich thun soll; ich habe ihm Helenens Aufenthalt sorgfältig verborgen, und er will bey mir die Entscheidung seines Schicksals abwarten."

Ohne Vorwissen seines Freundes schrieb Reinold zu gleicher Zeit an dessen Vater, den alten Ritter Oswald, den er von der Rückkunft seines Sohnes benachrichtigte. Diesen Brief empfahl er der Aebtissinn, mit der dringenden Bitte, ihn durch einen getreuen Bothen auf die Lützelburg zu senden. Bertrade ward über diese Bothschaft hoch erfreut, sie hatte mehr als ein Mahl in dem Herzen ihrer Nichte gelesen, und hielt es fürs Beste, ihr den Brief ihres Bruders ohne weitere Vorbereitung mitzutheilen. Da lies, mein Kind, sagte sie zu ihr, und sage mir, was ich antworten soll. Helene las, und bey jeder Zeile wechselten glühende Röthe und Leichenblässe auf ihrem Gesichte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, indessen das holdeste Lächeln auf ihren Lippen schwebte. Bertrade beobachtete sie schweigend, und als sie ihr mit zitternder Hand den Brief zurück gab, sagte sie zu ihr: nun, deine Antwort. — Helene warf sich in ihre Arme: was rathet ihr mir,

beste Mutter? — Frage dein Herz und deinen Verstand, mein liebes Kind, und wenn sie sich widersprechen, so suche sie vor allen Dingen mit einander zu vergleichen. Ich lasse dir bis morgen Bedenkzeit, der Bothe wird ohne dieß hier übernachten.

Helene küßte die Hand der Edlen und verschloß sich in ihre Zelle; sie durchwachte die ganze Nacht, sie weinte, sie bethete, sie stritt mit sich selbst, nicht aus Unschlüssigkeit, sondern weil sie fürchtete, den Ausspruch ihres Herzens vor ihrer Vernunft nicht verantworten zu können. Endlich gerieth sie auf einen Einfall, den ihre schwärmerische Fantasie ihr eingab, und den sie, als eine herrliche Entdeckung, fest hielt. Gleich nach der Frühmette schlich sie zu Cäcilien, um ihr die erhaltene Bothschaft und ihren Anschlag mitzutheilen, zu dessen Ausführung sie ohne dieß ihrer Hülfe bedurfte. Cäcilie, mit den Leiden und Freuden der Liebe vertraut, drückte sie an ihren schwesterlichen Busen; sie war weit entfernt, der Stimme ihres Herzens zu widersprechen, selbst ihren Plan billigte sie. Romantische Träumereyen sind das Element der trauernden Liebe. Cäciliens Geliebter war

im heiligen Lande gefallen; sie dachte sich an Helenens Stelle, wie wäre es ihr möglich gewesen, nicht wie Helene zu denken! Durch den Beyfall der Freundinn gestärkt, eilte nun die holde Schwärmerinn zu Bertraden. — Es ist mir unmöglich, beste Mutter, einen Entschluß zu fassen, ehe ich mich von Alberts Gesinnungen selber überzeugt habe; allein, ich wünschte diese Ueberzeugung ohne sein Vorwissen zu erhalten. Mein Bruder hat euch einen Brief an seinen Vater zugeschickt; erlaubt mir, ihn in eurem Nahmen, als eine fremde Harfnerinn verkleidet, auf Lützelburg zu tragen, wo Albert bald eintreffen muß. Ein Wort der Empfehlung von Eurer Hand wird mir beym Ritter Oswald eine gute Aufnahme und die Bothschaft, die ich mitbringe, wird mir leicht einen Aufenthalt von einigen Tagen auf seiner Burg auswirken. — Bertrade lächelte und schüttelte den Kopf. — Ihr glaubt vielleicht, daß man mich erkennen werde? fuhr Helene fort. Seit acht Jahren, da Ritter Oswald mit seinen Kindern meine Aeltern besuchte, hat weder er, noch seine Tochter mich gesehen; Albert selbst wird mich nicht erkennen; die Blattern

haben mein Gesicht verändert, und seit unserer Trennung bin ich noch stark gewachsen. Ueber das weiß er nicht, daß ich die Harfe spiele, dieser Umstand, und meine Verkleidung würden allein hinreichen, mich ihm unkenntlich zu machen. —

Bertrade hätte gegen diesen Anschlag Manches einwenden können; allein sie wollte der liebenswürdigen Träumerinn ihren Willen lassen, und nahm sich bloß vor, ihren Bruder von dem ganzen Plane zu benachrichtigen, um ihn zu bewegen, Alberten nach Lützelburg zu begleiten, und seine Reise so viel möglich zu beschleunigen. Sie fertigte den folgenden Morgen den Bothen mit ihrer Antwort ab, und überließ es ihrem Neffen, seinen Freund zur Befolgung ihrer Maßregeln zu bewegen. Dieses war ihm leicht: Bruder, sagte er, meine Schwester verlangt Bedenkzeit; unterdessen will ich dich zu deinem Vater begleiten, der schon so lange um dich trauert; dann verspreche ich dir, dich selber zu Helenen zu führen, und wenn du eines Fürsprechers bedarfst, dein Fürsprecher zu seyn.

Albert nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, und drang nun selber auf die Be-

schleunigung seiner Abreise. Indessen war Helene mit den Zubereitungen zu ihrer Wallfahrt emsig beschäftigt; sie verschaffte sich ein graues Pilgerkleid, und einen Beginen-Schleyer, der ihr Gesicht selbst der Aebtissinn unkenntlich machte; und Cäcilie, der bey ihrer Geburt die Muse der Minne gelächelt hatte, mußte ihr zu ihrer Rolle ein Paar schickliche Lieder verfertigen. Drey Tage verstrichen ihr unter diesen Zurüstungen, und am vierten Morgen machte sie sich auf den Weg. Bertrade gab ihr einen treuen Diener mit, der ihr die Harfe nachtragen, und sie bis in den Forst begleiten mußte, aus dessen Schooße die Burg empor stieg. Hier verließ er sie, und Helene, von der Liebe beflügelt, schwebte leicht wie eine Gemse, die Höhe hinan. Das Burgthor ward ihr geöffnet; sie verlangte den Ritter Oswald zu sprechen, um ihm eine Bothschaft von der Aebtissinn von Andelo zu überreichen. Der gute Ritter lag an der reißenden Gicht darnieder, und sie wurde von seiner Tochter Ottilia vor sein Bett geführt. Sie übergab ihm das Schreiben ihrer Muhme, es lautete also:

»Meinen Gruß zuvor

»Edler Ritter!

»Ueberbringerinn dieses ist eine ehrsame Jungfrau und gar kunstreiche Harfenspielerinn; sie hat sich eine Zeit lang in unserem Gotteshause aufgehalten, und sich jedermanns Liebe erworben. Da sie nun weiter gegen Straßburg ziehen will, so habe ich ihr die Inlage an Euch mitgegeben, die ihr gewiß einen günstigen Empfang verschaffen wird. Gehabt Euch wohl.

Bertrade, Aebtissinn zu Andelo."

Ottilia hatte diese Zeilen ihrem Vater vorgelesen; ungeduldig erbrach sie nur die Inlage, die dem Ritter das Leben und die Rückkunft seines einzigen Sohnes ankündigte. Mit Freudengeschrey und mit Freudenthränen wurde Reinolds Brief gelesen. Oswald hob schluchzend seine Hände gen Himmel. Ottilia fiel Helenen um den Hals, und nannte sie wohl zehn Mahl einen Engel des Trostes und der Freude. Oswald reichte ihr seine Rechte; seyd mir willkommen, liebe Jungfrau, Eure Bothschaft gibt mir ein neues Leben; verharret bey mir, so lang es Euch gefällt; seit vie-

len Jahren ist kein Gast mir so willkommen gewesen. Ottilia erquickte sie mit Speise und Trank, und wies ihr eine Kammer neben der ihrigen an, dann eilte sie zu ihrem Vater zurück. Reinolds Brief wurde zum zweyten und dritten Mahle gelesen, und sein Inhalt dem Burgvogt und dem ganzen Hausgesinde mit Frohlocken angekündigt. Alles theilte die Freude des Vaters und der Schwester; denn der Vater war ein Menschenfreund, und die Schwester hieß überall nur das gute Fräulein; auch Alberts Andenken war den Burgbewohnern theuer, und Alles harrte dem Augenblicke seiner Rückkunft mit wallender Ungeduld entgegen.

Reinold hatte seinem Freunde nichts von seinem Briefe an dessen Vater gesagt. Da Albert sich vor allen Dingen mit Helenen aussöhnen und sodann Vater und Schwester überraschen wollte: so lag ihm daran, ihnen seine Rückkunft zu verbergen. Reinhold hingegen, der von Oswalds schwacher Gesundheit unterrichtet war, hielt es für Pflicht, das Geheimniß zu verrathen. Freylich hatte diese Gewissenhaftigkeit noch einen andern Grund; seit dem er seinen Freund wieder gefun-

den hatte, sproßte in seiner Seele ein Gedanke wieder auf, der ohne diese Aussöhnung wahrscheinlich in seinem ersten Keime erstickt wäre. Als er seinen Waffenbruder auf der väterlichen Burg abhohlte, um mit ihm seine Fahrt durch Deutschland und Italien anzutreten, sah er Ottilien, und würde von ihren aufblühenden Reitzen bezaubert. Sie war damahls erst in ihrem dreyzehnten Jahre. Reinolds Gefühle konnten also bloße Wünsche für die Zukunft seyn; er verschloß sie in seinem Herzen, und als Albert seiner Schwester untreu ward, verbannte er diesen Wunsch, weil zwischen ihm und dem Treulosen keine Verbindung mehr Statt haben konnte. Nun hatten die Umstände sich geändert, und Reinold ergriff begierig eine Gelegenheit, sich bey Ottilien und ihrem Vater ein Verdienst zu erwerben. Aus gleichem Grunde both er sich seinem Freunde zum Fürsprecher bey seiner Schwester an; er durfte dann im erforderlichen Falle auf einen ähnlichen Dienst rechnen. Einem jungen Ritter aus dem dreyzehnten Jahrhunderte wird man diesen Eudämonismus verzeihen, der auch wohl noch in unsern Tagen die reine Vernunft manches

adeligen und nicht adeligen Junggesellen überlisten würde.

Helene hatte bereits einen Tag auf Lützelburg zugebracht, und durch ihren angenehmen Umgang so wohl als durch ihr Saitenspiel, sich bey Ottilien und ihrem Vater in Gunst gesetzt, als das Horn des Thorwarts die Ankunft einiger Reiter verkündigte. Er ist es! Er ist es! rief Ottilia, und lief ihnen bis auf den Burgplatz entgegen, indessen Helene mit klopfendem Herzen in ihre Kammer wankte. Hier sah sie durchs Fenster den einst so blühenden Albert mit blassen, abgezehrten Wangen in die Arme seiner Schwester stürzen; sie sah seine Thränen fließen, sie hörte seine Stimme, es war die Stimme des Trauernden, der die Accente der Freude nicht mehr geläufig sind. Allein wie erschrak sie, als sie ihren Bruder hinter seinem Freunde hervor treten, und mit edlem Anstande Ottilien bewillkommen sah. Nun bin ich verrathen, dachte sie, und jetzt erst begann sie über ihren abenteuerlichen Schritt zu erröthen; es blieb ihr nichts übrig, als sich ihrem Bruder zu entdecken, und ihn zu ihrem Vertrauten zu machen. Die Schwierigkeit war, sich eine geheime Unterredung mit ihm zu ver-

schaffen. Nach langem Hin- und Hersinnen schnitt sie ein Pergamentblatt aus ihrer Schreibtafel, und schrieb folgende Worte darauf:

»Ich bin hier, um unbekannt Alberten zu beobachten; verrathe mich nicht, guter Bruder, wenn das Glück deiner Schwester dir lieb ist.”

Sie rollte das Blatt zusammen, und klebte es mit einem Klümpchen Wachs von der Kerze zu, die noch vom vorigen Abende auf ihrem Tische stand. Es verstrich wohl eine halbe Stunde, während welcher Vater und Schwester sich der Wonne des Wiedersehens überließen, und der Reisende seine Abenteuer erzählte, bis Ottilia sich ihrer Gastfreundinn erinnerte. Helene hatte alle Zeit gehabt, sich zu sammeln, und ihren Plan den veränderten Umständen anzupassen. Nun war ihr Bruder ihr eine angenehme Erscheinung, der ihr im Nothfalle die Hand reichen konnte, um sie aus dem Labyrinthe zu leiten, in das sie sich geworfen hatte. Sie folgte also Ottilien mit entschlossenem Schritte, als sie auf ihr Zimmer kam, um sie zur Gesellschaft abzuhohlen. Sie führte sie ihrem Bruder mit den Worten zu: Hier ist die holde Pilgerinn,

welche die ehrwürdige Mutter von Andelo mit der freudigen Bothschaft von deiner Rückkunft uns zusandte. Helene neigte sich schweigend, und Albert hieß sie freundlich willkommen. Ihr kommt von Andelo, sprach er, und wandte sich mit drohendem Finger zu Reinhold: du hast also deiner Muhme meine Ankunft verrathen? Dieser Augenblick schien Helenen günstig, sie nahm das Wort, und sagte mit schüchterner Stimme: gewiß ist dieses Ritter Reinold, dem ich dieses Blatt zustellen soll; sie übergab ihm die kleine Rolle. Reinold, der bisher, um sie nicht zu schrecken, wenig auf sie zu achten schien, nahm sie ihr ab, und nach ihrer Durchlesung sagte er mit freundlicher Miene: ganz wohl, ich werde ihren Inhalt befolgen.

Helene hatte nur halblaut gesprochen, dennoch erschütterte ihre Stimme Alberts Innerstes; sie war ihm bekannt, allein er glaubte sie wie im Traume zu hören. Er sah sie starr an; auch dieses offene seelenvolle Auge erweckte in ihm eine dunkle Ahndung, deren Spur sich aber auf ihrem Gesichte verlor, das der Beginen-Schleyer noch unkenntlicher machte; es war ihm ein fremdes Porträt, in dem er gleichwohl

ein bekanntes Original, aber umsonst, aufsuchte. Helenens Lage war drückend; sie hatte alle Hülfsmittel des Witzes und des Zwanges aufgebothen, um unerkannt zu seyn, und dennoch kränkte es sie, daß Albert sie nicht erkannte. Die rührende Schwermuth, die aus seinen Blicken, die aus jedem seiner Züge sprach, hatte ihm bereits Vergebung erworben, und nun fing sie an zu fürchten, daß er sie in ihrer veränderten Gestalt, zwar immer noch seiner Reue, aber nicht mehr seiner Liebe werth finden möchte. — Reinold, der ihre Verlegenheit bemerkte, ohne die wahre Ursache zu errathen, wollte ihr zurecht helfen, und wußte kein besseres Mittel, als wenn er sie in ihre angenommene Rolle zurück führte: Ihr gedenkt nach Straßburg zu reisen, ehrsame Jungfrau? Vermuthlich habt ihr da Freunde? — Ich hoffe dort Freunde zu finden, die mir die Aufnahme in ein Kloster auswirken werden, antwortete sie in einem Tone, der die traurige Stimmung ihres Herzens verrieth. — Die werdet Ihr gewiß finden, versetzte Ottilia; Eure Geschicklichkeit wäre schon allein hinreichend, sie Euch zu verschaffen. — Das ist wahr, rief der alte Vater Oswald aus sei-

nem Bette; so hörte ich noch nie die Harfe spielen.

Die Idee einer Harfnerinn machte Helenen dem lauschenden Albert nun wieder fremder. Die dunkle Traumgestalt verschwand gänzlich aus seiner Fantasie, ohne jedoch in seiner Seele den mächtigen Eindruck zu schwächen, den die rührende Unbekannte auf ihn machte. Er bath sie um eine Probe ihrer Kunst, und die ganze Gesellschaft unterstützte seine Bitte. Helene, welche dadurch einen Anlaß, sich zu entfernen, und Zeit fand, Kräfte zu sammeln, machte keine Umstände, und eilte auf ihre Kammer, um ihre Harfe zu hohlen. — Wahrlich, ein liebes Geschöpf, sagte Ottilia, als sie weg war; ich wollte, ich könnte sie bereden, hier zu verharren, um mich im Harfenspiele zu unterrichten. — Ich müßte mich sehr betriegen, antwortete Reinold, wenn sie, wenn irgend jemand in der Welt Euch eine Bitte versagen könnte. Ottilia schlug erröthend die Augen nieder; wir wollen hören, sagte sie, ob Ihr Euch nicht irret. Helene erschien; sie spielte einige Chorstücke von hoher Einfalt. Der laute Beyfall der Gesellschaft stärkte ihren Muth; ihre Töne verloren sich in die weichen Accente des Minneliedes, und sie sang:

Ein Kirschbaum trug auf unserm Bühl,
Ein seltnes Zwillingspaar;
Zwey Kirschen both der gleiche Stiel
Vereint dem Auge dar.

Mein Liebchen sah's und küßte mich,
Und sprach: o sieh, mein Freund,
Sieh unser Bild! Auch mich und dich
Hat Minne so vereint.

Wir sahn den Baum am dritten Tag;
Ein Zweig war abgesprengt;
Das Paar zermalmt vom Hagelschlag;
Doch blieb sein Staub vermengt.

In Rosenblätter hüllten wir
Die Trümmer seufzend ein;
Und jedes sprach: o möchte mir
Dieß Loos beschieden seyn!

So lange sie sang, staunte Albert sie tief erschüttert an; die Thränen traten ihm in die Augen, und als sie geendigt hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus. — Helene vernahm ihn; die Harfe wankte in ihrem Arme. — Die verdoppelten Lobsprüche der entzückten Zuhörer brachten sie wieder zu sich, und sie wußte es Alberten Dank, daß seine Stimme die leiseste war. Er fühlte sich durch das Bild der unzertrennlich treuen Liebe zu peinlich beschämt, um den En-

thusiasmus der Andern zu theilen. Nun fand Ottilia einen ganz natürlichen Anlaß, Helenen um ihren Unterricht zu bitten. So willkommen ihr diese Bitte war, so war sie dennoch nicht darauf vorbereitet. Die Zeugen, in deren Gegenwart sie vorgebracht wurde, setzten sie in Verlegenheit; sie schwieg einige Momente. Oswald unterstützte die Bitte seiner Tochter. Helene wollte antworten; ein Blick auf Alberten, der, wie die Bildsäule der Buße, am Fenster stand, schloß ihr den Mund. — Reinold, der in ihrer Seele las, trat ihr näher: was besinnet Ihr Euch, liebe Jungfrau, sagte er scherzend; Ihr habt noch immer Zeit in ein Kloster zu gehen, wenn Ihr mit der Welt unzufrieden seyd; allein ich dächte, Ihr solltet Euch hier mit ihr aussöhnen lernen. Eine feurige Röthe ergoß sich über ihr Gesicht, sie wandte sich zu Ottilien: Nicht die Unentschlossenheit, edles Fräulein, sondern ein Gefühl, zu dem die Sprache mir fehlt, verzögert meine Antwort. — Ihr bleibt also bey mir, sagte Ottilia, indem sie freundlich ihre Hand ergriff. — So lange es mir möglich seyn wird, erwiederte sie, und drückte die liebkosende Hand an ihre Lippen. Sie stand auf, um ihre Harfe in ihre Kammer zurück

zu tragen. Albert sah ihr mit starren Blicken nach. Es wäre mir leid gewesen, sagte Ottilia, wenn sie uns so bald wieder verlassen hätte. Kaum zwey Tage ist sie hier, und schon liebe ich sie, wie eine alte Freundinn. — Sie muß unglücklich seyn; man merkt es ihr an, daß sie einen geheimen Gram im Herzen trägt; sie sucht die Einsamkeit, und bis wir ihr Vertrauen gewinnen, müssen wir ihr ganz ihren Willen lassen. — Gewiß, versetzte Reinold, kennt meine Muhme sie näher, sonst hätte sie sich ihrer nicht so liebreich angenommen. — Das denke ich auch, antwortete Oswald, und eben darum soll es mir lieb seyn, wenn sie bey uns verweilet.

Mir wird es Mühe kosten, ihre Gegenwart zu ertragen rief Albert, indem er, wie aus einem schweren Traume erwachend, aus seinem Winkel hervor trat; jeder Laut ihrer Stimme erinnert mich an einen Verlust, der mich elend macht. Vater, ich habe Euch noch nicht Alles erzählt; ich habe in Italien durch eine leichtsinnige Buhlschaft die Liebe meiner Helene verscherzt, diese so selige, von Euch gebilligte Liebe, die nichts auf der Welt mir ersetzen kann. Findest du nicht, Reinold, daß ihre Stimme viel Aehnliches mit der Stimme deiner Schwe-

ster hat? — Es ist so, allein was kann die arme Dirne dafür? und über dieses habe ich dir ja schon tausend Mahl wiederhohlt, daß Helene nicht für dich verloren ist; ich habe noch Hoffnung, daß sie dir verzeihen werde. — Es war unritterlich von dir, Albert, sagte sein Vater in einem ernsten Tone, daß du die Treue gegen deine Verlobte gebrochen hast, und Helene hat Recht, wenn sie dich dafür straft. Aber vergeben muß sie dir, und du hörst ja, daß du es hoffen darfst. Ihr Vater und ich hatten eure Heirath beschlossen; leider kann er dein Fürsprecher nicht mehr seyn; dieses Amt will ich übernehmen. Deine Rückkuft war der erste Wunsch meines Herzens; allein es würde nicht ganz glücklich seyn, wenn sein zweyter Wunsch — deine Verbindung mit der Tochter meines Freundes — unerfüllt bliebe.

Ueber diesem Gespräche rückte die Stunde der Abendmahlzeit heran. Helene hatte sich wieder gesammelt, sie war bey Tische still, aber ungezwungen; und da ihr Alberts quälende Lage nicht entgangen war, so nahm sie an der Unterredung keinen Antheil, als wenn man das Wort an sie richtete. Albert war etwas ruhiger, er hatte sogar den Muth, sie einig

Mahle anzusehen; unwillkührlich verglich er dann ihr blitzendes Auge mit dem Auge seiner Geliebten, in dem er so gern sich spiegelte, so gern die Weissagungen seines künftigen Glückes las. So sorgfältig Helene seinem forschenden Blicke auswich, so ließ sie dennoch sich einmahl von ihm überraschen. Sie fühlte die Flamme, die sich über ihr Gesicht ergoß, und hätte in diesem Momente Albert sie angeredet, so wäre ihr Geheimniß verrathen gewesen. Umsonst sehnete sie sich nach einer Unterredung mit ihrem Bruder; Albert wollte sein Zimmer mit ihm theilen, und Reinold suchte eben so vergebens, sie allein zu sprechen.

Helene schlief wenig; ihr Kopf und ihr Herz waren zu geschäftig, um ihr Ruhe zu gestatten. Am folgenden Morgen lockte der Gesang der Vögel sie ans Fenster; die Natur schien einen Festtag anzukündigen; Helene wollte ihn mitfeyern und ihr siedendes Blut in der Morgenluft erfrischen. In der Burg war noch Alles stille; sie nahm ihre Harfe und schlich sich leise in den Garten. Ein schattiger Ulmengang führte sie in eine Grotte, an der die Kunst der Natur bloß nachgeholfen hatte; die Wände waren mit Moos bewachsen, dessen verschiedene Schattie-

rungen eine natürliche Tapete bildeten. Helene setzte sich auf eine Rasenbank, die im Hintergrunde angelegt war, und sang in ihre Harfe eine von den Morgen-Hymnen, die sie von den frommen Schwestern in Andelo gelernt hatte. Der Schall ihrer Saiten erhielt in dem hohen Gewölbe der Grotte einen verstärkten, hochfeyerlichen Schwung, der sie im eigentlichen Verstande begeisterte, und ihre Finger mit Orphischem Zauber beseelte. Sie spielte eine zweyte und dann eine dritte Hymne; endlich fiel es ihr ein, auch das Lied zu versuchen, womit sie Alberten auf die letzte Probe setzen wollte. Sie fühlte wohl, daß sie ihre Rolle nicht lange mehr würde fortspielen können, und wollte daher bey der ersten günstigen Gelegenheit hinter dem Vorhange hervor treten. Kaum die Saiten berührend, sang sie im sanftesten Klagetone der Philomele folgende Worte:

Ich hatt' in meinem Schlage
Ein Täubchen gut und hold;
Ein schmucker Tauber schwirrte
Stets um sein Nest und girrte
Und bath um Minnesold.

Es gab ihn; mit dem Kusse
Der Unschuld gab es ihn.

Und Minne reichte Beyden
Den Becher ihrer Freuden
Mit holdem Lächeln hin.

Einst flog zur bösen Stunde
Der Tauber in den Hain;
Ach! und kam nicht zurücke,
Ihn zog durch schlaue Tücke
Ein fremdes Täubchen ein.

Vergebens harrt sein Liebchen,
Und klagt und suchet ihn.
Indeß es girrt und stöhnet,
Schwimmt er in Lust und fröhnet
Der schönern Buhlerinn.

Jetzt bebt er auf; ein Schatten
Wogt ächzend um ihn her;
Er flieht, und sucht vor Reue
Die trauernde Getreue,
Und findet sie nicht mehr.

Kaum entströmte das letzte Wort ihren Lippen, als Albert, blaß wie ein Gespenst, hinter der Hohlunderhecke hervor sprang, die den Eingang der Höhle verbrämte. Wer du auch seyst, du Engel des Gerichts, rief er mit dumpfer Stimme, so sage dem, der dich sendet, daß ich dich verstanden, und die Thränen der beleidigten Liebe mit Blut gerächet habe. Er wollte

als ein Wahnsinniger davon eilen, allein Reinold, der ihm nachgeschlichen war, als der Schall der Musik ihn in den Garten lockte, faßte ihn beym Arme. Laß mich, unterbrach ihn Albert, indem er sich los zu reißen suchte, wozu dient es, daß du mir, wie einem schwachen Knaben, ihren Tod verhehltest? — Du träumst, armer Freund, sie lebt, und dein Engel des Gerichts ist ein Engel des Friedens, der dir Vergebung ankündigt.

Bey diesen Worten riß er ihn mit sich in die Grotte, wo Helene, vor Schrecken halb ohnmächtig, sich umsonst bemühte, von der Rasenbank aufzustehen. Erkenne deine Helene, rief er, vielleicht findest du ihre Züge verändert, aber ihr Herz ist es nicht. Nun zog er seiner Schwester den Schleyer von der Stirn, und Albert sank verstummt zu ihren Füßen nieder. Lange hing sein Blick an ihrem Antlitze, das die holdeste Schamröthe verklärte, indessen eine heilige Thräne ihrem Auge entrollte. Endlich stammelte er die Worte hervor: ja, sie ist es, heiliger Gott! es ist Helene. — Deine Helene, flisterte sie, indem sie seine Hand ergriff, und ihm die jungfräuliche Wange hinboth.

Hier macht der Lützelburger Annalist einen

langen Gedankenstrich; und fährt in einem neuen Capitel also fort: Wie aus einer Entzückung erwachend, wand Helene sich langsam aus Alberts Armen. Lasset uns, sagte sie, zu Ottilien eilen; sie, welche der fremden Pilgerinn ihre Liebe schenkte, wird sie der Geliebten ihres Bruders nicht versagen. Alle begaben sich auf Ottiliens Zimmer. Hier bringe ich dir meines Reinolds und deine Schwester, sagte Albert zu ihr, indem er Helenen in ihre Arme führte. Mit dem freudigsten Erstaunen drückte sie Helenen an ihren Busen — O, mein Herz betrog mich nicht, rief sie, als es sich so schnell der räthselhaften Unbekannten öffnete, und ihr leise den Nahmen gab, den es jetzt ihr laut geben kann. Lange hielten die beyden liebenswürdigen Geschöpfe sich umschlungen, und ihre Seelen schworen sich, ohne Worte, das Gelübde einer ewigen Liebe. Aber dein Vater! sagte jetzt Helene in einem ängstlichen Tone. — Du hast recht, erwiederte Albert, jeder Augenblick, da ich ihm seinen Antheil an meinem Glücke vorenthalte, ist ein Raub, den ich an seinem Herzen begehe. Komm, laß uns ihn um seinen Segen bitten. Ottilia hielt sie auf. Nicht so, sagte sie; Helene ist keine Pil-

gerinn mehr; als deine Geliebte muß sie vor unserm Vater erscheinen. Laß mich für ihren Anzug sorgen, und ihr geht unterdessen zu ihm, um ihm ihre Verwandelung anzukündigen. Es wird nicht unnöthig seyn, ihn auf diese neue Freude vorzubereiten; ihr sollet uns nicht lang erwarten.

Der gute Alte schlummerte noch, als sie in sein Gemach traten; sie wichen leise zurück, um sein Erwachen abzulauschen. Doch nach einem Viertelstündchen war Alberts Geduld erschöpft; er hustete, und Oswald schlug die Augen auf. Die beyden Freunde näherten sich dem Bette, und bothen ihm einen guten Morgen. Der Greis lächelte seinen Sohn an: so gefällst du mir, Albert, heute siehst du frisch und munter aus, gestern warst du so niedergeschlagen, so düster, daß es mir ins Herz schnitt, so oft ich dich anblickte.

Reinold. Wißt Ihr, edler Ritter, warum er so fröhlich aussieht? die Pilgerinn, die ihn traurig machte, ist verschwunden.

Oswald. Verschwunden? dachte ich doch, daß es ihr nicht wohl bey uns war; die arme Dirne hatte etwas, das ihr schwer auf dem Herzen lag; aber ehrlich und fromm ist sie, dafür wollte ich bürgen.

Albert. Ich auch, Vater, mit Ehre und Leben.

Oswald. Es ist mir leid, daß sie uns verlassen hat; Ottilia hätte eine traute Gespielinn an ihr gefunden, und du, mein Sohn, würdest dich endlich auch an sie gewöhnt haben.

Albert. O gewiß, lieber Vater, so gewiß, daß ich Euch um die Erlaubniß bitten will, sie einzuhohlen und zu meinem Weibe zu nehmen.

Oswald verstummte, und sah seinen Sohn mit großen Augen an, als wollte er in seinem Gesichte Spuren des Wahnwitzes aufsuchen. Endlich sagte er: bist du trunken, oder? —

Albert. Ja wohl, trunken, Vater, freudetrunken, wie kein Engel im Himmel es seyn kann.

Reinold. Er faselt nicht, edler Ritter; die Pilgerinn war meine Schwester Helene; sie kam verkleidet hierher, um sich mit eigenen Augen von seiner Reue und von seiner rückkehrenden Liebe zu überzeugen. Er hat die Probe bestanden, und sie hat ihm vergeben.

Albert. Ja, Vater, vergeben hat sie mir; vor wenig Augenblicken floß das Wort Vergebung von ihren Lippen, und ihre Lippen versiegelten es mit dem Kusse der Liebe.

Oswald. Die lose Drude! als ich vor acht Jahren zu Landskron das fromme, schüchterne Mädchen sah, hätte ich mir nicht träumen lassen, daß sie mich einst zum Besten haben würde. Wo ist sie?

Reinold. Bey dem Fräulein Ottilia, wo sie Erlaubniß erwartet, Euch um Vergebung zu bitten. Doch auch ich, edler Herr, muß Euch um Vergebung bitten; so bald ich sie gestern erblickte, erkannte ich sie; allein in dem Briefchen, das sie mir in Eurer Gegenwart zustellte, beschwor sie mich, sie nicht zu verrathen.

Oswald. Ihr bedürfet keiner Vergebung; einem Weibe darf ein Ritter keinen Dienst versagen, der die Ehre nicht beleidiget. Ihr habet mir eine angenehme Ueberraschung zubereitet.

Indessen Reinold sich mit dem Greise unterhielt, hatte Albert sich davon geschlichen; nun trat er, mit Helenen an der Hand, und von Ottilien begleitet, in die Stube.

Hold und rührend, wie die Unschuld, war sie in ihre Farbe gekleidet, ihre langen hochbraunen Haare zitterten in dicken Locken um ihre Schultern; eine halb geöffnete Rose glühete über ihrer Stirn, und ihr Angesicht glühete wie sie. Sie nahete sich dem Bette des

süß erstaunten Greises, und neigte ihr Gesicht auf seine Hand, die sie vergebens zu küssen suchte; vergebet mir, edler Ritter, meine Verstellung! Ihr habet gesehen, was sie mich kostete; allein ohne diesen Schritt hätte ich nie glücklich seyn können. Oswald küßte das reitzende Geschöpf auf die Stirn. Vergeben will ich dir wohl, sagte er lächelnd, aber bestraft mußt du seyn. Von nun an bist du meine Gefangene; ich übergebe dich der Huth meines Alberts, und er muß mir für dich haften.

Das will ich, rief Albert, indem er um die Wette mit Helenen die Freudenthränen von des edlen Greises Wangen küßte. Jetzt nahte sich auch Ottilia, und schloß die neue Schwester und den glücklichen Bruder in ihre Arme.

Reinold war ein stummer Zuschauer dieser Wonne-Scene. Seine Blicke waren auf Ottilien geheftet. Oswald bemerkte ihn, er fand in dem Sohne das Bild des Vaters wieder. Lieber Gott! rief er, wenn mein Bruder Wolfram das sehen könnte! — Wenn er das sehen könnte, sagte Reinold, indem er näher an das Bett trat, so würde er seinen Freund an sein zwiefaches Gelübde erinnern, und ihn bitten,

noch einen Glücklichen zu machen. — Ich verstehe dich, Reinold, erwiederte der Greis; mein Gelübde habe ich nicht vergessen; allein wegen der Erfüllung mußt du dich mit meiner Ottilia verstehen. Ottilia war wie vom Blitze getroffen. Der süße Schrecken der Ueberraschung ließ ihr bloß die Kraft, das flammende Gesicht mit beyden Händen zu bedecken, und in das Nebengemach zu entschlüpfen. Als aber nach vierzehn Tagen Helene gegen Andelo ritt, um ihren Gemahl der Aebtissinn und ihrer Freundinn Cäcilie vorzustellen, begleitete sie Ottilia an Reinolds Seite, um als Bertradens künftige Nichte den Segen der ehrwürdigen Mutter zu empfangen.

Adeline.

Eine dramatisirte Novelle.

Erste Scene.

Das Sprachzimmer eines Frauenklosters. Es ist durch ein Gegitter in zwey Theile abgesondert.

Ein junger Officier gestiefelt und gespornt und gleich darauf die Priorinn.

Der Officier (in heftiger Gemüthsbewegung.) Sey mir gegrüßt, du Freystätte der leidenden Unschuld! Möchte ich in deinem Schooße finden, ach! was ich vielleicht nur im Schooße der Erde suchen sollte.

Die Priorinn (indem sie ihm einen Gruß zunickt.) Sie haben mich rufen lassen!

Der Officier (sehr verwirrt.) Ja, ehrwürdige Mutter, und ... (er sieht sie verstört an.)

Die Priorinn. Was ist Ihr Verlangen?

Der Officier. Mich in diese Mauern zu verschließen.

Die Priorinn (mit unterdrücktem Unwillen.) Ich verstehe Sie nicht.

Der Officier. Ey! ich will eine Nonne werden.

Die Priorinn (mit Würde.) Schwärmen Sie, mein Herr, oder wollen Sie ein eben so ungebührliches als abgeschmacktes Gespött mit mir treiben?

Der Officier. Ach! vergeben Sie mir, ehrwürdige Mutter! mein Gemüth ist zerrüttet. Ich hätte Ihnen vor allen Dingen sagen sollen, daß ich ein Frauenzimmer bin, ein unglückliches, von einem tyrannischen Stiefvater verfolgtes Mädchen, dem in der weiten Welt keine Zuflucht mehr offen bleibt, als ein Kloster oder ein Grab.

Die Priorinn. Sie, ein Frauenzimmer, und wozu diese ungeziemende Verkleidung? —

Der Officier. Dieser Verkleidung allein verdanke ich es, daß ich dieses Haus erreichen konnte. Sie sollen alles erfahren.

Die Priorinn (mißtrauisch.) Wer sind Sie? Wie heißen Sie?

Der Officier. Adeline von Schönau. Dieser Nahme kann Ihnen nicht unbekannt seyn. Mein Vater war fürstlicher Oberforstmeister; und bewohnte das Schloß Froneck, zwey Meilen von hier.

Die Priorinn. Ich kenne die Familie von Schönau; ich erinnere mich, den Herrn Oberforstmeister in unserm Kloster gesehen zu haben; allein dieses beweiset nicht, daß Sie seine Tochter sind.

Adeline. Wenn Sie meinen Thränen, wenn Sie meinen Schwüren nicht glauben wollen, so kann ich Ihnen in diesem Augenblicke keine anderen Beweise davon geben; allein schon morgen soll Ihnen kein Schatten von Zweifel übrig bleiben. Bis dahin beschwöre ich Sie bey allem, was Menschheit und Religion Heiliges haben, mich nicht zu verstoßen.

Die Priorinn (bewegt.) Ich bedaure Sie, armes Kind; allein in dieser Tracht kann ich Sie unmöglich unter unserm Dache beherbergen. Ich darf mich weder dem Verdachte der Schmähsucht, noch dem Aergernisse der schwachen Gemüther aussetzen.

Adeline (fällt auf die Knie.) Retten Sie mich, um Gottes Willen retten Sie mich!

Ich kann dieses Haus nicht verlassen, ohne in mein Verderben zu laufen.

Die Priorinn. Haben Sie denn keine anderen Kleider?

Adeline. Nein; ich sah diese Verlegenheit nicht voraus, und wenn ich sie auch voraus gesehen hätte, so würde ich ihr schwerlich haben vorbeugen können.

Die Priorinn (nach einer kurzen Pause.) Unter unsern Kostgängerinnen ist eine, die Ihnen an Wuchs und Größe gleicht. Ich will Ihnen eines ihrer Kleider zuschicken. Begeben Sie sich in die Wohnung der Pförtnerinn, diese wird Sie ankleiden helfen; (für sich) und zugleich die Wahrheit ihres Vorgehens prüfen können.

Adeline. Dank Ihnen, ehrwürdige Mutter. Ich werde die Gefälligkeit Ihrer Kostgängerinn nicht mißbrauchen. Morgen, heute noch bitte ich Sie, mir mein Novizen-Kleid zu bestellen. Ich kann die Stunde nicht erwarten, die mich auf immer von einer Welt absondern wird, der ich einen kurzen Traum der Freude durch endlose Martern bezahlen mußte.

Zweyte Scene.

Die Zelle der Priorinn.

Die Priorinn und hierauf Adeline.

Die Priorinn. Die Pförtnerinn hat Ihre Aussage bestätigt. Es wäre mir leid gewesen, wenn ein so offenes liebes Gesicht gelogen hätte; ich bin begierig, Ihre Geschichte zu erfahren.

Adeline (in der Kleidung ihres Geschlechtes; sie will der Priorinn Knie umfassen.) Auch zum zweyten Mahle würde ich es umsonst versuchen, Ihnen die Gefühle meines dankbaren Herzens auszudrücken.

Die Priorinn (sie umarmend.) Nicht doch, liebes Kind; kommen Sie in die Arme einer Mutter.

Adeline (weinend.) Ach, einer Mutter; ich habe noch eine Mutter; allein ihre Arme können mich nicht schützen.

Die Priorinn. Fassen Sie sich, liebes Fräulein, ich verspreche Ihnen den kräftigsten Schutz, wenn die Ursache ihrer Flucht gerecht war.

Adeline. O! gerecht, vor Gott und Menschen gerecht. Nicht nur Ihr Herz, sondern der strengste Richter wird sie gerecht finden. Urtheilen Sie; es sind nun über drey Jahre, daß ich meinen guten Vater verlor; kurz vor seinem Ende verlobte er mich mit dem Sohne seines Freundes, einem Baron von Helmar, der als Officier in Holländischen Diensten stand.

Die Priorinn (staunend für sich.) Helmar!

Adeline. Wegen meiner Jugend, ich war noch nicht sechzehn Jahre, wurde unsere Heirath verschoben. Mein Geliebter ging zu seinem Regiment, das bald darauf nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung eingeschifft wurde. Die Holländische Revolution brach aus; das Vorgebirge wurde von den Engländern erobert, und ich hörte nichts mehr von meinem Geliebten. Meine Unruhe wuchs mit jedem Tage. Unterdessen hatte meine Mutter den Herrn von Grünberg, den Amtsnachfolger meines Vaters, geheirathet. Ach! ich ward es nur allzu bald inne, daß ich einen Stiefvater hatte. Sein Betragen gegen mich war nur so lange gütig, bis ich mich weigerte, den Absichten seines

Neffen Gehör zu geben, der sich um meine Hand bewarb. Vergebens berief ich mich auf meine Verlobung mit Helmar. Man benutzte sein Stillschweigen, um mir seine Treue verdächtig zu machen; allein ich blieb standhaft. Endlich behauptete mein Stiefvater, er sey auf seiner Rückkehr nach Europa mit seinen Kriegsgefährten verunglückt, und leider konnte ich seine Behauptung nicht widerlegen, welche er auf die öffentlichen Blätter stützte. Mein Schmerz gränzte an Verzweiflung. Meine gute Mutter weinte mit mir, und reitzte dadurch den Zorn ihres unwürdigen Gatten. Seine Härte gegen sie vermehrte mein Unglück und untergrub ihre Gesundheit; sie wurde vom Schlage gerührt. Ihr Leben wurde gerettet; allein sie verlor die Sprache und einen Theil ihrer Gemüthskräfte. Nun glaubte mein Stiefvater, sich alles erlauben zu dürfen: er wies mir einen Schein vor, der den Tod meines Geliebten von London aus bestätigte, und unterstützte die Zudringlichkeit seines Neffen durch alle Kunstgriffe der listigsten Tyranney. Umsonst setzte ich ihm den Entschluß entgegen, nie zu heirathen. Ich hätte mich schon lange in ein Kloster geflüchtet, wenn nicht eine arme

verlassene Mutter meiner Pflege bedurft hätte. Ach ich war ihre einzige Stütze auf der Welt! Vorigen Monath kam mein Bruder, ein kaiserlicher Officier, auf Urlaub nach Hause. Es gelang meinem Vater, ihn gegen mich einzunehmen. Er half ihm meinen Eigensinn bestreiten; so nannte er meine standhafte Abneigung gegen einen Menschen, der meinem Helmar zu unähnlich war, als daß ich ihn hätte lieben können. Endlich fand ich den Weg zum Herzen meines Bruders; er bedauerte mich; er billigte meinen Entschluß, in ein Kloster zu fliehen. Um aber allen Verdacht zu vermeiden und meine Flucht zu begünstigen, hielt er dem Scheine nach noch immer die Partey meiner Verfolger. Vorgestern erreichte die Grausamkeit meines Stiefvaters ihr volles Maß; er gab mir noch acht Tage Bedenkzeit. Würde ich, sagte er, auf meinem Ungehorsam beharren, so wolle er mich nach dem Kloster Marienthal bringen lassen, wovon seine Schwester Aebtissinn ist. Ich konnte die Behandlung voraus sehen, die mir bevor stand, und da ich mich nun ein mahl von meiner Mutter trennen mußte, so wollte ich selber das Kloster wählen, welches mich vor der Welt auf ewig verbergen

sollte. Es sollte eine Freystätte und kein Gefängniß seyn. Mein Bruder billigte meinen Entschluß, und half ihn mir ausführen. Diesen Morgen vor Tages Anbruch gab er mir eine seiner Uniformen; unter dieser Verkleidung hoffte ich, auch wenn man mich bemerken sollte, die Wachsamkeit meiner Beobachter zu hintergehen. Ich betrog mich nicht; ich schlich mich glücklich zum Schlosse hinaus, und erreichte das nächste Dorf. Einer unserer Pächter, der das volle Vertrauen meines seligen Vaters besaß, wurde durch meine Erzählung gerührt. Er begleitete mich zu Pferde auf einem Umwege, bis vor die Thore dieser Stadt. Hier verließ er mich; mit klopfendem Herzen setzte ich meinen Weg zu Fuße fort, und gelangte ungehindert an die Pforte dieses Klosters, wo ich unter dem Schirme der Religion und der Gesetze meine traurigen Tage zu beschließen hoffe. Von hier will ich an meinen Stiefvater schreiben, und ihm meinen Entschluß melden. Sie, ehrwürdige Mutter, sollen meinen Brief lesen, und da ich im Stande bin, jede Bedingung meiner Aufnahme zu erfüllen, so wird mein väterliches Erbe, das mich bisher so vie-

len Drangsalen aussetzte, mir endlich den Vortheil gewähren, ihnen auf immer zu entgehen.

Die Priorinn. Sie wissen nicht, liebes Kind, wie sehr Sie mich rühren; auch mich führte einst der Tod eines Bräutigams in diese Mauern! allein ich fand nur spät die Ruhe, die ich darin suchte. Ich beschwöre Sie, übereilen Sie sich nicht, damit Ihr Opfer Sie nicht gereue.

Adeline. Es kann, es wird mich nicht gereuen. Sie werden meine Mutter ersetzen, die bereits für mich todt ist.

Die Priorinn. Das will ich, liebes Kind. In Ihren Armen, an Ihrem Herzen, gelobe ich es Ihnen; doch nicht nur eine Mutter, auch eine Schwester finden Sie hier, die mit Ihnen weinen wird. Ich wollte Ihre Erzählung nicht unterbrechen, und Sie haben es nicht bemerkt, wie sehr der Nahme Helmar mir auffiel. Die Schwester Ihres Geliebten ist in unserm Kloster; Sie tragen ihre Kleider. Ihr Vater, der sich eines Prozesses wegen oft von Hause entfernen muß, hat sie auf einige Zeit meiner Pflege anvertraut.

Adeline. Wer? Meine Mathilde? Gott! Wo ist sie? führen Sie mich zu ihr,

ehrwürdige Mutter. Schon lange weiß ich nichts von ihr; alle meine Briefe bleiben unbeantwortet. Wo ist sie? Ich muß mich in ihre Arme werfen.

Dritte Scene.

Mathildens Zimmer.

Adeline. Mathilde.

Adeline (weinend an Mathildens Busen.) O! vergib mir, liebe Freundinn; ich wußte nicht, daß man dir seinen Tod verhehlt hat.

Mathilde (die Hände ringend.) Adolph, lieber Adolph, ich werde dich also nicht wieder sehen! Arme Adeline! du hast recht, daß du nach ihm keinen mehr lieben willst; noch sein letzter Brief an mich athmete lauter Zärtlichkeit und Hoffnung; in wenig Monathen, sagte er, hoffe ich an der Seite des besten Mädchens und der besten Schwester alle meine Widerwärtigkeiten zu vergessen. Doch er hat dir ja zu gleicher Zeit geschrieben.

Adeline. Mir? Seit mehr als einem Jahre erhielt ich keine Zeile von ihm. Seinen

letzten Brief sandtest du mir durch den Verwalter deines Vaters.

Mathilde. Ist es möglich! Nun ist mir dein Stillschweigen kein Räthsel mehr. Der Brief war vom Cap datirt; ich begleitete ihn mit einigen Zeilen, und erhielt keine Antwort. Ich schrieb dir nachher noch zwey Mahl, und erhielt keine Antwort. Vergib mir, liebe Freundinn, ich fing an, an deiner Treue gegen meinen Bruder, und an deiner Freundschaft gegen mich zu zweifeln.

Adeline. Großer Gott! auch ich erhielt auf drey Briefe, die ich durch mein Mädchen bestellen ließ, keine Antwort von dir. Ich muthmaßte, daß mein Stiefvater sie aufgefangen habe. Nun ist mein Argwohn Gewißheit. Welch eine Kette von Gräueln hat der Grausame sich gegen mich erlaubt! Gewiß hat er mein Mädchen bestochen. Der Elende! Ich sollte nichts von dir, nichts von meinem Geliebten erfahren, bis er durch die Urkunde seines Todes das Maß meines Unglückes voll machen konnte. Dieses ist ihm gelungen; aber mehr soll ihm nicht gelingen. Er soll die Früchte seiner Niederträchtigkeit nicht ernten; sein

würdiger Neffe soll für mich nie etwas anders als ein Gegenstand der Verachtung seyn.

Mathilde. Armes Mädchen, wie beklage ich dich! wie viel mußt du gelitten haben!

Adeline. Und wie viel werde ich noch leiden, bis der Friede in mein Herz zurück kehrt, bis ich eine Wollust in meinen Thränen finden kann! Einen andern Frieden kann selbst diese stille Freystätte mir nicht gewähren. Doch ich habe der Priorinn versprochen, daß ich an meinen Stiefvater schreiben wolle. In einer Stunde, liebe Schwester, eile ich an deinen Busen zurück.

Vierte Scene.

Der Priorinn Zimmer.

Adeline. Die Priorinn.

Adeline. Darf ich Ihnen, ehrwürdige Mutter, lesen, was ich an meinen Stiefvater schreibe?

Die Priorinn. Sehr gern, mein Kind, ungeachtet Sie dieser Rechtfertigung nicht mehr bey mir bedürfen. Wäre mir noch ein Zweifel übrig geblieben, so würde Mathilde ihn zerstreuet haben.

Adeline lieset: »Sie haben mich, mein Herr, mit einem Kloster bedroht. Ich habe ihre Drohung freywillig erfüllt, und Ihnen eine neue Grausamkeit erspart. Freylich finde ich hier eine andere Begegnung als die, welche Sie mir zubereiten wollten. Doch Sie müssen wenigstens ein Mahl meinem Herzen seine freye Wahl lassen. Wäre es nicht Ihr Plan gewesen, mich von meiner theuern Mutter zu trennen, so würde ich ihr Siechbett nicht verlassen, sondern an ihrer Seite noch fernerhin gegen mein Schicksal gekämpft haben. Da aber die Unglückliche meines Beystandes dennoch beraubt werden sollte, so bleibt mir nichts übrig, als an dem Fuße eben des Altars, auf den ich das einzige Opfer niederlegen werde, das ich dem Himmel noch bringen kann, für die baldige Befreyung der armen Dulderinn zu bethen. Ihnen, mein Herr, verzeihe ich alles mir zugefügte Unrecht. Ich werde der Gottheit zwar ein blutendes, aber kein unversöhnliches Herz darbiethen. Sollten Sie mich aber bis in meine Zelle verfolgen, so werde ich endlich die Gerechtigkeit zu Hülfe rufen, vor deren Arme bloß meine Achtung für den Gemahl meiner Mutter und die Abwesen-

heit meines Vormundes Sie bisher beschützt haben."

Adeline von Schönau.

Die Priorinn. Recht, mein liebes Kind, ganz recht; ich will einen reitenden Bothen damit nach Froneck abschicken.

Adeline. O so könnte er auch das Kleid meines Bruders mitnehmen, und es im Vorbeygehen bey unserm Pächter abgeben; ich will einige Zeilen beylegen. Der gute Junge wird ohne dieß ungeduldig seyn, mein weiteres Schicksal zu erfahren.

Die Priorinn. Meinetwegen. Nur muß das Pack sorgfältig verschlossen seyn; urtheilen Sie selbst, was der Bothe denken würde, wenn er wüßte, daß es eine Uniform enthält. Uebrigens muß ich Ihnen gestehen, daß mir das Betragen Ihres Bruders für einen Officier sehr feige vorkommt.

Adeline. Ach es ist ein Jüngling von siebzehn Jahren, der seine Stelle unserm Stiefvater zu danken hat. Durch einen auffallenden Schritt würde er sich viel geschadet, und mir wenig genützt haben. Daher habe ich selbst ihn daran gehindert, und konnte es um so

leichter thun, da ich von der Welt nichts mehr begehre als die Vergessenheit.

Die Priorinn. Die Glocke ruft mich in die Kirche; machen Sie Ihre Sachen bereit; in einer halben Stunde muß der Bothe abgehen.

Fünfte Scene.

Am folgenden Morgen.

Adeline allein in ihrer Zelle sitzt an einem kleinen Tische; sie hält ihres Geliebten Bildniß in der Hand, das sie mit Thränen benetzt, und mehrmahls an ihren Mund drückt.

Du Lieber! So lebendig, so beseelt fand ich dein Bild noch nie. Ich lese in deinen Augen; ich höre das Gespräch deiner Lippen; sie wiederhohlen mir die Scene dieser Nacht. Hätte der Künstler dir Arme gegeben, sie würden sich nach mir ausstrecken. Ach! meine Arme streckten sich oft nach dir aus und konnten dich nicht erreichen; aber bald, bald werden sie dich erreichen können. Wo nun mein Bildniß seyn mag, das ich am Tage des Abschiedes dir mit gab? O! ich weiß, wo es ist; es sank mit dir in die Tiefe des Abgrundes; in deinem letz-

ten Augenblicke ließest du eine Thräne darauf fallen, und legtest es dann auf dein Herz. O dein Bild soll auch auf meinem Herzen liegen, bis es nicht mehr schlägt, und auch wenn es aufgehört hat zu schlagen, soll es nicht von ihm getrennt werden. (Nach einer Pause.) Allein wie kann ich mir seinen Besitz im Grabe versichern? Wie kann ich verhindern, daß unheilige oder allzu heilige Hände es von meinem Busen reißen? (Sie sinnt nach.) Ja so kann es gehen; sie wird es thun, o sie wird es thun.

Sechste Scene.

Adeline. Mathilde.

Mathilde. Guten Morgen, Liebe; wie hast du geschlafen?

Adeline (steht auf und umarmt sie.) Sehr gut, beynahe so gut als im Grabe.

Mathilde. Arme, liebe Schwester! (Sie erblickt Helmars Bild.) Er ist es, o er ist es! (Sie küßt weinend das Gemählde.)

Adeline (halb leise und feyerlich.) Mathilde, fürchtest du dich vor den Todten?

Mathilde (sie starr ansehend.) Schwester! du bist nicht bey dir.

Adeline (noch feyerlicher.) Fürchtest du dich vor den Todten?

Mathilde (erschüttert.) Ich habe nur erst einen Todten gesehen, es war meine Mutter, und ich fürchtete mich nicht.

Adeline. Nun so wirst du dich auch vor deiner todten Schwester nicht fürchten. Höre mich an: ich werde meinem Adolph bald folgen; ich sah ihn im Traume in unsere Gartenlaube treten, wo unsere Herzen sich ewige Treue gelobten. Er sprach nicht, aber er streckte mit dem Lächeln eines Engels seine Arme nach mir aus. O! ich verstand diese Sprache, und du, meine Schwester, verstehst sie doch auch?

Mathilde. Ich beneide dir deinen Traum; allein ich finde ihn ganz natürlich.

Adeline. Ja wohl, ganz natürlich. Unsere Seelen können nicht getrennt leben; darum werde ich meinem Adolph bald folgen. Wenn dieß geschieht, Mathilde, und du bist noch hier, und ich liege zur letzten Reise fertig im Sarge, wirst du den Muth haben, dich mir noch ein Mahl zu nahen?

Mathilde. Das werd' ich.

Adeline. Meine Hände werden gefaltet seyn; denk' alsdann, daß sie die Bitte wiederhohlen, um deren Erfüllung ich dich heute anflehe.

Mathilde (sie umarmend.) Was verlangest du, Liebe?

Adeline. Daß du mein Sterbegewand aufheben, und hier das Bild meines Adolphs auf meinen Busen legen sollst; aber ganz unvermerkt, damit man es nicht wegnehme. Ha! wenn das geschähe, ich würde es jede Nacht von der Hand der Räuberinn zurück fordern. Versprichst du mir's?

Mathilde. Bey unserer Liebe, bey dem Schatten unsers Adolphs gelobe ich dirs.

Adeline (mit einer feurigen Umarmung.) Dank, meine Schwester, ewiger Dank. Nun, mein Adolph, bin ich bereit; säume, o säume nicht, deine Braut abzuhohlen.

Siebente Scene.

Helmar im Sprachzimmer.

Helmar. Wie sie zaudert. Ihr Herz muß ihr nicht sagen, wer sie erwartet.

Die Pförtnerinn (in der Thür.) Das Fräulein wünschte, Ihren Nahmen zu wissen.

Helmar. Sag Sie ihr nur, es sey ein Freund ihres Bruders. (Die Pförtnerinn ab.) Ich kann mir die Freude nicht versagen, sie zu überraschen. Ach eben diese Freude versprach ich mir gestern; wie schrecklich hat meine Hoffnung mich getäuscht! Ach Adeline! Adeline! wo bist du hingeflohen, wo soll ich dich suchen! Hätte ich nur wenigstens ihren Bruder angetroffen ... Doch vielleicht weiß Mathilde ...

Achte Scene.

Helmar in tiefen Gedanken. Mathilde kommt von der innern Seite ins Sprachzimmer. Helmar wendet sein Gesicht nach einer andern Seite. Mathilde nähert sich dem Gitter.

Mathilde. Sind Sie es, mein Herr, der ...

Helmar (zärtlich, indem er sich rasch nach ihr wendet.) Ja, ich bin's.

Mathilde. Gott! Mein Bruder! (Sie sinkt halb ohnmächtig an das Gitter.)

Helmar. Schwester! Schwester! Sie hört nicht. — Sie ist ohnmächtig. — Das ver-

dammte Gegitter. — Mathilde! Wie kann ich ihr helfen? — Ich will's der Pförtnerinn sagen, daß sie ihr Hülfe sende. (Er eilt hinaus.)

Mathilde (nach einigen Augenblicken.) Ach, wo bin ich? habe ich recht gesehen? — Wo ist er? — Nirgends, nirgends mehr! — Gott! es war also doch nur sein Schatten! O lieber Adolph! warum verschwandest du so schnell? Komm zurück, komm zurück!

Neunte Scene.

Helmar. Mathilde.

Helmar (im Hereingehen.) Dem Himmel sey Dank; sie ist wieder bey sich. (Er springt an das Gitter und faßt durch dessen Oeffnung ihre Hand, die er küßt.) Liebe, gute Schwester; sey mir willkommen! Warum kann ich dich nicht umarmen? O vergib mir den Schrecken, den ich dir verursachte. Ich wollte dich überraschen. Liebes Mädchen, nicht wahr, du verzeihst mir.

Mathilde (freudetrunken.) Verzeihen? Ach lieber, lieber Adolph. Gottlob, daß du lebest. Wir hielten dich für todt.

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Die Priorinn. Adeline.

Adeline läuft der Priorinn vor, und bleibt plötzlich stehen.

Helmar. Adeline, meine Adeline! Du hier? Ach ich bin zu glücklich! Schwester steh' ihr bey . . . sie sinkt!

Mathilde (faßt sie in ihre Arme.) Ja, liebe Schwester, er ist es; es ist unser Adolph, dein Bräutigam.

Die Priorinn. Fassen Sie sich, mein Kind. Sie kann weinen! gut, gut; nun haben wir keine Ohnmacht mehr zu befürchten.

Mathilde. Adeline, Adeline! siehest du ihn nicht? Sieh, er streckt dir seine Hand entgegen. (Sie legt Adelinens Hand in die seinige.)

Adeline (mit leiser Stimme.) Ach ich fühle an ihrem Drucke, wie süß es seyn muß, vor Freude zu sterben.

Die Priorinn. Leben sollen Sie, liebes Fräulein, für ihn leben.

Adeline. Guter Gott! Ist es möglich! Sey mir willkommen, mein Adolph!

Helmar. Adeline, meine Braut! Ach und ich soll dich nicht in meine Arme schließen?

Die Priorinn. Das sollen Sie, mein Herr. Zu uns herein darf ich Sie nicht führen; allein Ihre Schwester und Ihre Braut sollen zu Ihnen hinaus kommen. Geht, Kinder, ich erlaube es euch. (Sie eilen hinaus.)

Eilfte Scene.

Helmar. Die Priorinn.

Helmar. Edle, großmüthige Frau, dafür möchte ich Ihre Knie umarmen.

Die Priorinn. Als ob es einer Priorinn nicht erlaubt wäre, ein Herz zu haben.

Helmar. Erlaubt wohl, aber nicht immer gegeben.

Die Priorinn. Seit gestern, da der Zufall die guten Kinder in unserm Kloster zusammen führte, thaten sie nichts als Ihren Tod beweinen. Adelinens Stiefvater wollte sogar die Urkunde davon besitzen.

Helmar. Der Elende! Es ist nicht das einzige Bubenstück, dessen er sich schuldig machte. Doch ich höre sie kommen. (Er eilt nach der Thür.)

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Adeline und Mathilde stürzen zu gleicher Zeit in Helmars ausgebreitete Arme. Eine lange Pause. Die beyden Mädchen drücken Helmar in stummer Entzückung wechselsweise an ihr Herz. Er erwiedert ihre Umarmungen. Ihre Freudenthränen vermengen sich.

Adeline (gegen Himmel blickend.) Auch du, Allgütiger, hast deinen Antheil an diesen Thränen.

Die Priorinn (gerührt für sich.) Schöner ward nie in diesen Mauern gebethet.

Adeline. Es ist also kein Traum; ich habe dich wieder, du Auferstandener!

Mathilde. Seit sechs Monathen erhielten wir keinen Buchstaben von dir.

Helmar. Das wundert mich. Ich habe doch aus Lissabon geschrieben. Wir litten unweit des grünen Vorgebirges Schiffbruch, und ein Portugiesisches Fahrzeug nahm diejenigen unter uns auf, die sich retteten.

Adeline. Ach Gott! eben dieser Schiffbruch, dessen die Zeitungen erwähnten, war für mich die erste Bothschaft deines Todes.

Mein Stiefvater machte sich die barbarische Freude, mir das Blatt vor Augen zu legen.

Helmar. Der Unmensch! ich flog gestern nach Froneck; ich fragte nach Adelinen. Sie ist entlaufen; antwortete er mir frostig. Ich fragte nach ihrem Bruder. Er ist abwesend. Ich verlangte ihre Mutter zu sprechen. Das können Sie nicht; sie ist der Sprache und des Verstandes beraubt. Bey diesen Worten ließ er mich stehen. Urtheile von meiner Verzweiflung. Sein Schloß, sonst mein Paradies, ward mir zur Hölle. Ich verließ es, um in den Armen meiner Schwester mein Unglück zu beweinen! mir ahndete nicht, daß ich hier das Ende desselben finden sollte.

Adeline. Ein guter Engel hat mich in dieses Kloster geführt.

Mathilde. Und dein anderer guter Engel wird dich wieder heraus führen.

Die Priorinn (zu Adelinen lächelnd.) Nun brauche ich Ihnen wohl kein Novizen-Kleid zu bestellen?

Helmar. Ein älteres Gelübde ruft sie zum Altare. Dein Vormund, meine Adeline, ist von seiner Reise zurück. Morgen werde ich zu ihm eilen, und deine Hand von ihm

fordern, die deine Aeltern mir schon vor drey Jahren zugesagt haben. Du erlaubst es mir doch?

Adeline (lächelnd.) Ich erlaube dir deine Frage selbst zu beantworten.

Helmar (drückt ihre Hand an seinen Mund.) In dieser Hand liegt die Entschädigung für alle meine Leiden. (Zur Priorinn.) Ihnen, ehrwürdige Frau, überlasse ich meine Braut; aus Ihrer Mutterhand werde ich sie in einigen Tagen empfangen, und mit ihr meine Schwester in die Arme unsers Vaters zurück führen.

Die Priorinn. Das Amt einer Brautmutter ist neu für mich; allein ich nehme es an, und wenn ich Ihre Adeline nicht zum Traualtare begleiten kann, so werde ich ihr doch meinen Segen mitgeben.

Die Höhle bey Kroton.

In tiefe Schwermuth versenkt, irrte Agenor zwischen den Rebhügeln umher, die den Meerbusen bekränzen, aus dessen Schooße die Stadt Kroton empor steigt. Er war ein Schüler des göttlichen Pythagoras, den er das Jahr zuvor verlassen hatte, um in den Geschäften seines Vaters, eines reichen Kaufmannes von Tarent, nach Tyrus zu segeln. Als er nach tausend überstandenen Gefahren in seine Vaterstadt zurück kam, hörte er die schreckliche Kunde von der Mord-Scene, die sich wenig Tage zuvor in Kroton zugetragen hatte.

Auf das Ansehen des Pythagoras und seiner Anhänger eifersüchtig, hatten der mächtige Kylon und seine nichtswürdigen Bundesgenossen die Bürger gegen die Freunde der Weisheit aufgehetzt, an der Spitze der verblendeten Rotte die edelsten der Menschen mit

Feuer und Schwert verfolgt, und das heilige Band ihrer Gesellschaft zerrissen. Pythagoras und einige wenige seiner Vertrauten entrannen der allgemeinen Aechtung; allein Agenor hatte bisher sich umsonst bemüht, ihren verborgenen Aufenthalt zu erfahren. Der Gastfreund, bey dem er herbergte, hatte in geheim einen treuen Diener ausgesandt, der den edeln Flüchtlingen nachspüren sollte, und Agenor erwartete nur seine Rückkunft, um das treulose Kroton zu verlassen. Bald als Bothsknecht, bald als Jäger verkleidet, ging er immer mit dem Anbruche des Tages aus der Stadt, und kehrte erst am späten Abend in ihre verhaßten Thore zurück.

So hielt er auch jetzt seine melancholische Wanderung, die ihn unvermerkt in das einsame Oliven-Wäldchen führte, wo er so oft von seinem Lehrer in die Geheimnisse der höhern Weisheit eingeleitet wurde. Diese Erinnerung zerriß ihm das Herz. Gleich einem Kinde, das sich von der Seite seines Vaters verloren hat, streifte er zwecklos umher, ohne darauf zu achten, wohin, als er sich plötzlich in ein wildes Gebüsch verwickelt sah, hinter dem eine Kette zackiger Felsen hervor ragte.

Vergebens suchte er einen Ausgang aus diesem Labyrinthe; der Rückweg hatte sich hinter ihm zugeschlossen. Endlich glaubte er einen frisch gebahnten Pfad durch das Gesträuch zu entdecken; er folgte dieser Fährte, und nachdem er sie bald verloren, bald wieder gefunden hatte, gelangte er matt und lechzend an den Eingang einer Grotte, aus der sich eine heitere Quelle über bunte Kiesel hervor stürzte.

Es war hoher Mittag, und die senkrechten Strahlen der Sonne vergoldeten die Quelle. In der Grotte selbst, dachte er, muß das Wasser kühler seyn; ich will hinein gehen, und bis die Sonne ihre Laufbahn vollendet hat, in dieser Felsenkammer ausruhen. Er ging hinein, und trank mit gierigen Zügen aus dem Granitbecken, in welches der flüssige Krystall zwischen den Ritzen der Felsenwand hervor sprudelte. Nun sah er sich um, und bemerkte, daß ein schlangenartiger Gang, gleich dem Schachte des Bergmanns, in das Herz des Felsens führte. Ein jugendlicher Vorwitz bewog ihn, ihm zu folgen. Allmählich erweiterte sich die Höhle; aber dicke Finsterniß verbarg ihm selbst die Hand, womit er vor sich hintappte.

Plötzlich erblickte er ein blendendes Licht, und in seiner Strahlenfluth schwebte eine Göttergestalt; schön, wie die Mutter der Grazien. Agenor stand still, und ehe er noch den zweyten Blick auf das empyreische Wesen werfen konnte, hörte er einen dumpfen Knall, und die Göttergestalt war verschwunden. O gewiß, dachte er, ist es die Nymphe dieser Grotte, die Beschützerinn der reitzenden Quelle. Er warf sich auf seine Knie; ein frommes Gebeth, leise, wie die Unsterblichen es lieben, floß von seinen Lippen, und eine Thräne der Andacht, heiliger als alle Gebethe, stieg in sein Auge. Noch lange weilte er an der wundervollen Stätte; er forschte, er lauschte, allein er konnte nichts mehr sehen, nichts mehr hören.

Jetzt kehrte er an den Eingang der Grotte zurück, trug die schönsten und flachsten der umher liegenden Steine zusammen, bauete neben dem Brünnchen einen Altar, und gelobte, der wohlthätigen Göttinn am folgenden Morgen ein Opfer darzubringen. Ihr Bild verließ ihn auch im Schlummer nicht, in den seine frommen Betrachtungen ihn einwiegten. Sie trat vor ihn hin; ihr freundlicher Blick schien

ihm zu sagen, folge mir. Er fuhr auf, um ihre Knie zu umfassen; aber das flüchtige Traumbild zerrann in seinen Armen.

Seufzend verließ er nun sein Lager, um nach der Stadt zurück zu kehren, von der er über vierzig Stadien *) entfernt war. Er bezeichnete seinen mühsamen Rückweg durch die verwachsenen Hecken, indem er hin und wieder die Blätter derselben abstreifte, und die Nacht war bereits eingebrochen, als er seine Wohnung erreichte. Er warf sich auf sein Bett, ohne ein Auge zu schließen. Die himmlische Gestalt, die er immer vor sich sah, erhielt seine Seele in einer beständigen Entzückung, und zerstreute die Schwermuth, die an seinem Herzen nagte: So zerstreut Selene die Bangigkeit des verirrten Wanderers, wenn sie den schwarzen Vorhang der Nacht hinweg zieht, und ihm ihr glänzendes Antlitz zuwendet.

So bald der Tag grauete, stieg Agenor in den Garten seines Gastfreundes, füllte seine Jägertasche mit frischen Feigen und Granat-Aepfeln, und machte sich, mit einem Wurf-

*) Ungefähr eine Meile.

spieße bewaffnet, auf den Weg. Nun kostete es ihn wenig Mühe, die Grotte wieder zu finden. Kniend legte er sein Opfer auf den kleinen Altar, und ging hierauf in das Innere der Höhle, mit der süßen Hoffnung erfüllt, daß die Nymphe ihm wieder erscheinen würde. Er weilte lange im dunklen Gewölbe, und sandte manchen stillen Seufzer zur Göttinn ab; allein die Seufzer verhauchten, und die Göttinn erschien nicht. Traurig, gleich dem armen Perlenfischer, wenn er nichts als leere Muscheln aus dem Abgrunde herauf brachte, kehrte er mit säumendem Schritt in die Stadt zurück. Seine Kräfte waren durch Wachen und Müdigkeit erschöpft. Ein wohlthätiger Schlaf sank auf seine Stirn herab; auch jetzt sah er im Traume die Nymphe wieder, die ihm freundlich zulächelte, und die Arme nach ihm ausstreckte.

Seine Hoffnung erwachte mit ihm; ein allmächtiger Zug führte ihn wieder zur Grotte. Er fand den Altar leer; die Früchte, womit er ihn gestern bedeckt hatte, waren verschwunden. Mit wonnevollem Staunen warf er sich auf die Knie. Sie hat Wohlgefallen an deinem Opfer, rief sein Herz ihm zu; ge-

wiß wird sie dir wieder erscheinen. Hastig leerte er nun seine Jägertasche auf den Altar. Sie war mit einem Brote und mit frischen Mandeln angefüllt, die er zu seiner eigenen Nahrung bestimmt hatte. Eine Freudenthräne fiel in das heiter strudelnde Brünnchen, aus dem er sich einen Labetrunk schöpfte. Die Ehrfurcht hielt ihn ab, in den Schooß der Höhle zu dringen: die wahre Andacht, wie die wahre Liebe, will nicht nehmen, sondern empfangen. Er verweilte bis gegen Abend in der Vorhalle des Heiligthums, und eilte dann mit frohem Herzen nach Hause.

Noch drey Morgen wiederhohlte er seine geheime Wallfahrt. Bald waren es purpurfarbene Pfirsiche, oder getrocknete Datteln, oder ein gewürzreicher Honigkuchen, mit Blumen geziert, die er der Göttinn opferte. Jedes Mahl fand er den Altar leer; nur lagen am dritten Tage einige Blumen auf der Erde zerstreuet, die ihm den Weg in die innere Höhle vorzuzeichnen schienen. Wonnetaumelnd stürzte er hinein; allein die Nymphe ließ sich nicht blicken. Genug, sie verschmähet meine Gabe nicht, sagte er, indem er nach langem vergeblichen Harren die finstere Kluft verließ.

Ist sie doch meinem innern Auge sichtbar, und was heute nicht geschah, kann morgen geschehen. Der Arme! er wußte nicht, was ihm auf Morgen bevor stand.

Die freudigste Zuversicht hatte seine Schritte beflügelt; allein er blieb, wie vom Zauberblicke Medusens versteinert, am Eingange der Grotte stehen, als er sein Opfer unversehrt auf dem Altare fand. Er wollte seinen Augen nicht trauen; seine Hände berührten die Früchte, und bestätigten das Zeugniß seiner Augen. Nahmenlose Traurigkeit erfüllte seinen Busen; bittere Thränen rollten über seine Wangen. Ihm war, als müßte er die Göttinn im Herzen der Höhle aufsuchen, um ihr seinen Kummer zu klagen. Er sah nichts, als mitternächtliches Dunkel; allein ihm dünkte, als hörte er, bey seinem Eintritte, etwas Lebendiges davon schwirren. Ein Schauder ergriff ihn. Er lauschte, und hörte nichts mehr. Er drang vorwärts, so weit er konnte; alles war still, wie im Hause des Todes. Er glaubte sich betrogen zu haben. Lange tappte er in dem winkligen Gewölbe umher, bis er den Ausgang fand, der ihn zur Quelle zurück führte. Er legte sein frisches Opfer zum vorigen, und

eilte, wie von einem feindseligen Dämon verfolgt, zur Grotte hinaus. Seine schlummernde Melancholie erwachte wieder in seinem Busen. Er war einem Armen gleich, der sich reich träumte, und durch die krächzende Stimme des Hungers aus seinem Schlafe erweckt wird.

In diesem schrecklichen Zustande kam er in die Stadt zurück. Er verschloß sich in seine Kammer. Bisher hatte er nicht Kraft zu denken; eine unsichtbare Hand hatte einen dichten Flor über seine Seele gegossen. Nach und nach fand er sich selbst wieder. Womit hast du sie beleidigt, rief er, daß sie nun dein Opfer verachtet? Vielleicht durch den unbescheidenen Vorwitz, womit du gestern in ihr Heiligthum drangest. Allein hat sie nicht selbst den Blumenpfad hingezeichnet, der dich zu ihr einlud? Wie, wenn sie dich bloß prüfen wollte, um deine Geduld desto herrlicher zu krönen? Ja, ja das wird es seyn! das unauflösliche Räthsel ist gelöset. Ein glühender Stein wälzte sich von seinem Herzen, und, von neuen Hoffnungen belebt, beschloß er, am folgenden Tage wieder nach der Höhle zu wallen. Ich will erst gegen Abend hingehen, dachte er, und die Nacht dort zubringen; die Götter wählen gern

die Nacht zu ihren Erscheinungen. Auch will ich eine Fackel mit mir nehmen, um eine bequeme Stelle aufzusuchen, wo ich übernachten kann. Seine Fantasie beschäftigte sich den ganzen folgenden Tag mit Ausmahlung dieses Planes. Sie zeigte ihm die Göttinn im vollen Glanze ihrer Majestät, und erhob ihn bereits unter die Zahl jener seltenen Sterblichen der Vorzeit, die eines Umganges mit überirdischen Wesen gewürdigt wurden.

Schon hatte das Meer des Phöbus goldenen Wagen in seinen Schooß aufgenommen, und der Dämmerung braune Schatten deckten das Erdreich, als Agenor in der Grotte anlangte. Noch lagen seine beyden Opfer unberührt auf dem Altare; allein er hatte kaum Zeit, es zu bemerken. Gleich bey seinem Eintritte zog ein dumpfes Geräusch seinen Blick nach der finstern Kluft, welche die beyden Gewölbe vereinigte. Hier sah er einen dickköpfigen Zwerg, der ihn mit feurigen Augen anstierte. Eine neue Prüfung, dachte Agenor, und langte hastig nach seinem Feuerzeuge, um seine Fackel anzustecken. Jetzt brannte sie, und der Zwerg war verschwunden. Mit dem Windlichte in der linken, und dem Jagdspieße in der

rechten Hand, trat er in den Schooß der Höhle. Plötzlich erblickte er mit Entsetzen einen ungeheuern Wolf, der, vom Scheine der Fackel geblendet, vor ihm zurück wich, und sich in einen Winkel schmiegte. Gewiß, dachte er, hat dieses Unthier meine vorigen Opfer aufgezehrt, und ist durch meine Ankunft gehindert worden, seinen Raub zu wiederhohlen. Scham und Grimm erhitzten seinen Muth; er ging gefaßt auf die Bestie los, und bohrte ihr den Jagdspieß in das Herz. Unwillkührlich ließ er in gleichem Momente seine Fackel auf die Erde fallen, welche auslöschte. Er hatte sie eben aufgerafft, und dem in seinem Blute röchelnden Wolfe noch einen Stoß versetzt, als er im hintersten Grunde der Höhle einen dünnen Lichtstreifen wahrnahm, der aus einer Felsenritze hervor schimmerte.

Agenor glaubte zu träumen. Er trat dem Scheine etwas näher. Anstatt zu schwinden, wie er es fürchtete, vermehrte sich die Helle. Plötzlich, wie der zündende Blitz, erwachte in ihm der Gedanke, daß die Göttinn seinen Irrthum in seinen Herzen gelesen habe, und ihm ihre Gegenwart offenbaren wollte. Mit feyerlichem Schritte ging er immer vorwärts,

und nun befand er sich an einer schmalen Oeffnung, aus welcher das Licht hervor quoll. Sein Herz klopfte; ein frohes Zittern zuckte durch alle seine Muskeln. Eine innere Stimme geboth ihm, in dieses geheime Heiligthum einzudringen.

Mit gebücktem Nacken wand er sich durch die gekrümmte Schlucht, und . . . wer mahlt sein Erstaunen? jetzt stand er in einer felsernen Zelle, in welcher ein junges Mädchen und eine ältliche Matrone auf einem Lager von Thierhäuten schliefen. Auf einer kleinen steinernen Tafel brannte eine Lampe, welche die Finsterniß mehr sichtbar machte, als erheiterte. Agenor war entgeistert; alle seine Sinne flossen in ein dunkles, nahmenloses Gefühl zusammen. Jetzt regte sich das Mädchen, es schien mit einem schweren Traume zu kämpfen. Nein, mein Geliebter, sprach es, mit halb leiser, süß klagender Stimme, der Tod hat unsere Herzen nicht getrennt. Ewig, ewig . . . Barmherzige Götter! Sie ist es, rief Agenor. Zoe, meine Zoe! In gleichem Nu fuhren die Matrone und das Mädchen auf. Meine Zoe, wiederhohlte Agenor. Ja, ja, du bist es! stammelte Zoe, sanft schauernd, sey

mir gegrüßt, theurer, heiliger Schatten. Nicht sein Schatten, rief der Jüngling, indem er sich auf die Knie warf, und des Mädchens ausgestreckte Hand an seine glühenden Lippen drückte, er selbst ist es, Agenor ist es, er lebt, und lebt allein für dich!

Freudenthränen auf den Busen des Geliebten geweint, waren Zoe's Antwort, indessen ihre Gefährtinn auf den Knien lag, und ihre Hände zum Himmel erhob. Endlich rief das zärtliche Mädchen im Taumel seiner Entzückung: So ist es denn wahr, so habe ich dich wieder, du Lieber, den ich schon sechs Monathe für todt beweine! Es ging hier allgemein die Rede, dein Schiff sey untergegangen. Das Gerücht war nicht falsch, erwiederte Agenor: leck und entmastet ward es an eine kleine Felseninsel geschmettert, wo es scheiterte. Nur ich, und zwey meiner Gefährten retteten uns durch Schwimmen. Wir wurden von den armen Fischern, die das Eiland bewohnten, gastfreundlich aufgenommen; weil aber keine Schiffe hier landen, als die durch Sturm auf diese nackte Küste verschlagen, oder genöthigt werden, frisches Wasser einzunehmen, so mußten wir über sechs Monden har-

ren, bis wir den unwirthbaren Felsen verlassen konnten.

Ein Kauffahrer von Corinth brachte uns nach Tarent, wo tausend widersprechende Sagen mich vom Unglücke unterrichteten, das den weisesten unter den Sterblichen und seine Freunde in Kroton betroffen hat. Ich riß mich aus den Armen meines Vaters los, und floh hierher, um dich und die Deinigen zu retten. Ich kam um drey Tage zu spät. Pythagoras und dein Vater waren zwar den Mordgesellen Kylons entgangen, aber niemand konnte mir sagen, wohin sie geflohen sind. Allein wie kam meine Zoe in diese grauenvolle Höhle?

Zoe. Sie war ehedem der geheime Aufenthalt des göttlichen Pythagoras. Hier machte er in einsamer Abgeschiedenheit seine großen Entwürfe, Tugend und Glückseligkeit unter den Menschen zu verbreiten, indessen der blöde Pöbel wähnte, daß er in das Schattenreich hinab gestiegen sey, um die Geister der Vorwelt um Rath zu fragen. Seine Flucht und die Flucht meines Vaters waren so unvermuthet, und die Gefahr so dringend, daß sie mir nicht gestatten wollten, ihnen zu folgen. Gleichwohl konnten sie mich nicht ohne Schutz

in der Stadt zurück lassen, zumahl da der jetzt allmächtige Kylon sich kurz zuvor vergebens um mein Herz beworben hatte.

Agenor. Der Bösewicht! Gesegnet sey die Hand, die dich seiner Wuth entriß.

Zoe. Es war die Hand des Pythagoras selbst. Der weise Mann führte mich und die redliche Thisbe, meine Amme, in diese verborgene Freystadt, wo wir den Begleiter erwarten sollen, den mein Vater uns senden wird; wenn er selbst einen sichern Zufluchtsort gefunden hat.

Agenor. Dank sey der wohlthätigen Göttinn, deren unsichtbare Hand uns zusammen führte! Auf einem meiner melancholischen Spaziergänge gerieth ich in diese Grotte; da erschien mir . . .

Zoe (lächelnd.) Deine Zoe.

Agenor. Du meinst vielleicht gestern? Ich merkte wohl, daß etwas Lebendiges an mir vorbey schlüpfte; allein ich konnte niemanden sehen. Ich rede von einem Gesichte, das ich hatte, als ich zum ersten Mahle diese Höhle betrat. Es war eine hohe, weiße Gestalt in einem strahlenden Gewande. O, gewiß war es die Nymphe dieser Grotte.

Zoe (ihn umarmend.) O, gewiß war es deine Zoe! Um unentdeckt des Lichts zu genießen, und den feuchten Dünsten einen Ausgang zu verschaffen, hatte Pythagoras an der Decke der innern Höhle eine Oeffnung angebracht, die sich vermittelst einer Fallthür auf- und zuschließen läßt. Nur um den Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht, fallen ihre gedrängten Strahlen auf diese Oeffnung. Thisbe, die uns bisher mit Speise und Trank versorgte, war krank. Ich wollte Wasser in der Quelle hohlen, und hatte, um desto leichter den Weg aus der innern Höhle zu finden, die Fallthür aufgezogen, als ich auf einmahl einen Fremden gewahr wurde, den ich in der dunkeln Entfernung nicht unterscheiden konnte. Plötzlich ließ ich die Thür fallen, um mich seinen Blicken zu entziehen. Des andern Tages fand ich bey der Quelle einen Vorrath auserlesener Früchte, wofür ich die Götter und den unbekannten Wohlthäter segnete, dessen frommem Irrthum ich diese Gabe zu danken hatte. Sie schützte mich vor der Gefahr erkannt zu werden, wenn ich, statt meiner Thisbe, in einer der benachbarten Schäferhütten, unsere Lebensmittel hätte einkaufen müssen.

Seit vorgestern ist sie wieder gesund, und, um zu verhüthen, daß unser Wohlthäter uns nicht endlich entdecken möge, beschlossen wir, sein Opfer nicht mehr zu berühren. Gleichwohl konnte ich gestern einem ahndenden Vorwitze nicht widerstehen, der mich antrieb nachzuforschen, ob die scheinbare Verachtung seiner Gaben ihn nicht abgehalten habe, sie zu wiederhohlen. Einen Augenblick später, und ich wäre dir in die Hände gelaufen.

Einen Augenblick später, sagte Agenor, indem er sie an sein Herz drückte, und meine Zoe und ihre treue Pflegemutter wären diesen Abend das Schlachtopfer eines grimmigen Raubthieres geworden. Nun erzählte er dem bebenden Mädchen seinen Kampf mit dem Wolfe, und beschwor sie, mit ihrer Gefährtinn diesen gefährlichen Ort zu verlassen. Das können wir nicht, sagte die Amme; wir erwarten jede Stunde den Bothen des Lysis. Wenn er uns nicht hier fände, so würde der gute Vater vor Gram vergehen. Davon wollen wir morgen sprechen, versetzte der Jüngling; gib mir eine Lampe, gute Thisbe, indessen ihr der Ruhe genießt, will ich die Nacht über den Eingang euerer Klause bewachen.

Zoe schlief wenig; die Trunkenheit der Freude hielt ihre Sinne offen. Ihr Blick hing beständig am Eingange der Zelle; ihr Ohr lauschte den Athemzügen des Geliebten entgegen, der kaum sechs Schritt von ihr entfernt war. Mit dem Aufgange der Sonne brachte sie ihm ihren Morgenkuß, und Agenor brauchte wenig Mühe, sie zu bereden, ihm nach Tarent zu folgen. Damit der Bothe deines Vaters nicht glaube, daß ihr vom Wolfe zerrissen worden, will ich ihn im Schlupfwinkel, darein er sich verkroch, mit Moos und Steinen zudecken, und damit dein Vater deinen Aufenthalt erfahre, können wir ja auf deinem Tische eine Scherbe zurück lassen, worauf ich die Worte eingraben will: »Die Nymphe, welche diese Grotte bewohnte, ist, vom »Amor geleitet, an das unentweihte Ufer »von Tarent entflohen."

Gegen diesen Vorschlag hatte selbst die sorgsame Thisbe nichts einzuwenden. Agenor eilte in die Stadt zurück, und verabredete seine Reise mit dem Tarentiner Schiffer, der ihn nach Kroton gebracht hatte. Des Abends kam er mit einem treuen Diener in die Höhle. Zoe und ihre Amme wurden als Sclaven

vermummt, und, um sich ganz unkenntlich zu machen, bräunte er ihr Gesicht mit der grünen Schelfe der Wallnuß. Unbemerkt erreichten sie das Schiff, und liefen schon am folgenden Tage glücklich in Tarent ein. Die erste Person, die sie bey Agenors Vater erblickten, war der ehrwürdige Lysis, der, im Schooße der Freundschaft, eine Freystadt gefunden hatte. Wonnezitternd stürzte Zoe ihrem Vater in die Arme, der sie nach wenig Wochen mit dem edeln Agenor vereinigte, welcher schon das Jahr zuvor das Gelübde ihres Herzens empfangen hatte. Pythagoras selbst kam von Metapont herüber, um dem Brautfeste seines Schülers mit der Tochter seines Freundes beyzuwohnen, und der Segen der Götter ruhete auf dem tugendhaften Paare.

Inhalt.

Seite

Agathens Briefwechsel 3
Die Harfnerinn 146
Adeline 185
Die Höhle bey Kroton 211

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pfeffel, Gottlieb Konrad,

Prosaische Versuche

Bd.: 9

Wien (1813)

P.o.germ. 1067-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116177-8